EDITOR
Rev. Jos. S. Heidt, O.M.I.

MANAGER
Rev. Hugo M. Loran, O.M.I.

# MARIENBOTE

Zeitschrift für die katholische Familie

VII Jahrgang January 1939 Bd. 2, Nr. 4



**Subscription Price**

A year in advance....................$1.00
Single copies ..............................10c
Club rate, 25 copies..................$1.50
Foreign, per year ......................$1.25

**Advertising Rates**
On application to Business Manager.

**Checks and Money Orders**
should be made payable to DER MARIENBOTE.

**Change of Address**
Both old and new address should always be given at least two weeks before publication.

**Manuscripts**
submitted to the editor should be typewritten. Unsolicited material cannot be returned unless accompanied by postage.

**TRIAL COPIES**
Sent free on request to all prospective subscribers.

**Renewal**
Renewal of subscription remitted after the 25th of the month will be entered only in the following month.



**A Happy New Year to all our Friends and Subscribers**

## INHALT

### ERZAEHLUNGEN



### ALLERLEI



## CONTENTS

### ARTICLES



### STORIES



### FEATURES



ZEITSCHRIFT FUER DIE KATHOLISCHE FAMILIE

DER MARIENBOTE,
a monthly family magazine, edited and published with ecclesiastical approbation by the Oblate Fathers at

THE MARIAN PRESS
924 Victoria Ave. Regina, Sask.

# Bei Deutschen in der Russensteppe

**Von Sepp Kuntschik.**

IN der Orenburger Steppe, wo die Landschaft schon asiatisch ist, wie auf den Bildern in Sven Hedins Büchern zu sehen ist, siedelten deutsche Bauern; Nachkommen der Auswanderer, die Kaiserin Katharina ins Land gerufen, um es urbar zu machen. Viele von ihnen waren Sonderkirchler. Sie verweigerten das Waffentragen, schwuren keinen Eid und liessen die Kindertaufe nicht zu. Reicher Kindersegen und Landnot in den südrussischen Muttergemeinden hatten sie gezwungen, Neuland zu suchen. Sie fanden es in der Baschkiren-Steppe am Tschuran, der irgendwo zur Wolga fliesst. Um ihren zwanzig Dörfern nicht russische Namen geben zu müssen, benummerten sie sie nach altem Brauch in der Reihenfolge ihrer Gründung. Auch als die russische Verwaltung den Dörfern amtliche Namen gab, blieben die Siedlungen der Sonderkirchler im Umkreis von zweihundert Werst nur unter ihren Nummern bekannt. Wer diese Eigenbrötler im Christentum besuchen musste, fuhr in die "Nummern".

Zu den Sonderkirchlern kamen in den ersten Septembertagen 1914 deutsche Zivilgefangene. Der Statthalter wollte sie nicht mehr in der Stadt Orenburg dulden und verwies sie in die menschenleere Steppe, wo sie leben mochten, wenn sie Geld hatten, und verrecken, wenn sie keins hatten. Die siebzigtausend Orenburger Bürger fürchteten, die dreissigtausend Deutschen aus dem Reich und von der Donau könnten ihnen die Lebensmittel auf den Bazaren aufzehren. Die Preise kletterten nach oben wie Affen auf hohe Bäume. Da sagte der Statthalter: "Die Deutschen müssen binnen einer Woche die Stadt verlassen." Und der Kreishauptmann diktierte: "Die Zivilgefangenen müssen binnen 24 Stunden weg." Und die Vorsteher in den Polizeibezirken kommandierten: "Ihr deutschen Hundesöhne, hinaus! Noch in dieser Stunde!"

So flutete deutsches Volk: Männer, Frauen, Kinder, Greise über unbekanntes, unwirtliches Land und keiner mochte denken, dass die Steppe sie lange, geschweige denn vier oder fünf Jahre festhalten sollte.

Mich verschlug das Schicksal nach vieltägiger Wanderung in eine "Nummer". Ohne von den Sonderkirchlern zu wissen, kam ich eines Abends mit Schicksalsgenossen in das Dorf, das wegen seiner Anlage auch dem Unkundigen als deutsche Siedlung auffallen musste.

Beim Dorfschulzen entsand folgendes denkwürdige Gespräch:

"Herr Schulze, lassen Sie uns bei Ihnen übernachten. Wir sind Gefangene aus Deutschland und Oesterreich."

Des Schulzen Augen wurden grosse Fragezeichen.

"Was Deutsche? Kriegsgefangene?"

"Ja, der Statthalter hat uns in die Steppe geschickt, um hier zu wohnen."

"O, bei uns wird das nicht gehen. Ihr brächtet Unruhe in unsere Dörfer. Der Krieg! Habt Ihr den Krieg gemacht? Unsere Aeltesten sagen, die Ditschländer wären schuld am Krieg."

"Aber Herr Schulze, so lügen doch nur die russischen Zeitungen. Lasst uns ruhig bei Euch wohnen. Ihr seid doch deutsche Menschen."

"Wir sind keine Ditschländer. Nur die Russen nennen uns Njemzy, Deutsche."

"Was seid Ihr denn?"

"Wir sind das Salz der Erde. Wir sind ein wehrloses Volk und tragen keine Waffen. Gäb's lauter Taufgesinnte in der Welt, gäb's auch keine Kriege."

"Aber Eure Sprache?"

"Holländisch*). Wir sind keine Ditschländer und wollen es auch nicht sein. Hat man Euch in Deutschland so zugesetzt wie uns? Und ist es denn besser dort?"

Wir beteuerten es kräftig, kamen aber beim Schulzen schief an.

"Warum seid Ihr dann nicht dort geblieben? Was sucht Ihr in Russland? Was sucht Ihr bei uns? Geht zu den Schwaben! Das sind noch Deutschländer. Aber wir? Nein, nein! Seht, was unsere Zeitungen aus Südrussland schreiben: "Was will das kaiserliche, imperialistische und chauvinistische Deutschland von uns? Uns stehen die Puritaner in den Vereinigten Staaten viel näher."

"Warum schreiben dann Eure Zeitungen deutsch? Woher kommt Euer Hochdeutsch?"

"Wir wollen die Bibel lesen. Unsere Kinder lernen es in der Schule und unsere Aeltesten predigen deutsch beim Gottesdienst. Was für Gläubige seid Ihr?"

Es waren Katholische und Evangelische unter uns.

Wir sagten es.

Der Schulze zog die Stirne kraus.

"Katholische? Ich weiss, die Katholischen lesen nicht die Bibel. Geht nur zu den Schwaben. Die taufen auch die dummen Kinder. Warum lest Ihr nicht die Bibel?"

Er holte einen dicken Lederband und blätterte, bis er eine Stelle fand.

"Hört zu, was da steht. Beim Propheten Daniel: "Vier grosse Tiere steigen herauf aus dem Meer, eins grösser denn das andere. Das vierte Tier ist aber greulich, frisst um sich und wird Euch vernichten," Ja, das ist unser Los."

Der Glaube an Zeichen und an den Weltuntergang um die Jahrtausendwende war in dem Mann lebendig geworden.

Wir fragten: "Was ist mit dem vierten Tier Daniels?"

"Das sind die Russen. Sie werden uns vernichten, weil sie denken, wir sind auch Deutschländer. Unsere Feuerstellen werden veröden."

"Wenn Euch die Russen von Haus und Hof vertreiben, wird Euch das deutsche Volk helfen."

Der Sonderkirchler, der kein Deutscher mehr sein wollte, stutzte und schwieg. Er dachte nach. Man musste ihm Zeit lassen. Dann entrang sich ihm die bange Frage:

"Meint Ihr das ehrlich?"

"Ja." Wir bekräftigten es feierlich.

"So seid Ihr heute meine Gäste. Mägde, tragt den Ditschländern Erdschocken und dicke Milch auf! Morgen aber ziehet weiter. Ihr brächtet wirklich viel Unruhe in unsere Dörfer."

Wir blieben zur Nacht im Hause des Schulzen. Im Nebenzimmer schien eine Gebetsversammlung



zu sein. Wir hörten durch die Glastür eine klagende verzückte Stimme: "Wollt Ihr Euch bekehren zu unserer Taufe? Lasset uns beten, dass der Herr uns vor den Weissagungen Hesekiels bewahre: "Hunger und böse Tiere will ich unter Euch senden." Eine hohe Mädchenstimme schrillte: "Herr, ich danke Dir, dass ich nicht so bin wie die andern."

Seufzen! Stöhnen! Dann verklang der nächtliche Spuk.

Am nächsten Morgen verliessen wir die ungastlichen "Nummern". Wir wanderten schon mit wunden Füssen die Wasserscheide zwischen Wolga und Ural hinan und kamen gegen Abend wieder in ein Dorf am Flusslauf. Bunt getünchte Häuser und Blumengärtchen verrieten: Hier müssten auch Deutsche wohnen.

Hier sassen schwäbische Bauern auf Pachtland, im ersten Haus ein russischer Hirte. Seine rotznasigen Kinder kreischten: "Germanzi Germanzi!" Dann plärrten sie den alten Auszählreim aller russischen Kinder hinter uns her: "Njemez, perez, kolbassa! Deutsche Pfeffer- und Wurstfresser!" Ihr Geschrei lockte die übrige rot- und blondschopfige Jugend herbei und hinter ihr, nach der Neugierde der Altersstufen gestaffelt, Burschen und Mädchen, Männer und Frauen, Greise und zum Schluss den Dorfschulzen mit der Bleckmarke an der Brust.

Nach Woher und Wohin und anderen Fragen führte uns der Dorfälteste in sein Haus.

"Bleibt, so lange Ihr wollt."

"Wir müssen uns aber bei der Polizei melden."

"O, die ist weit. Es wird nicht so eilig sein. zahlen."

Im Handumdrehen standen Spätzle und Buttertunke und Honigscheiben auf dem Tisch. Wir waren mit den Wirtsleuten und ihren zahlreichen Kindern eine ansehnliche Schar zu Tisch. Sie beteten den englischen Gruss zum hellen Geläute einer kleinen Glocke auf dem Haustürmchen.

Katholiken!

Im Heiligenwinkel war das Bild der Tschenstochauer Muttergottes aufgestellt. Frische Astern umrahmten es. Beim Gebet hingen aller Augen an ihm in rührender Andacht.

Nach dem Abendbrot erzählte der Schulze, wie sie vor zwanzig Jahren das Dorf gebaut hatten, wie er selbst aus dem Schwabendorf am Dnjesterliman als Kundschafter ausgezogen, um Boden zu suchen, der fruchtbar genug war, Weizen zu tragen, immer nur Weizen auf ungedüngtem Boden. Man müsste der Erde nur Zeit lassen, sich -auszurasten von dieser unsäglichen Fruchtbarkeit, die aber jäh erlischt, wenn von früher Saat bis zur erhofften Enrte kein Trophen vom ewig blauen Himmel fällt, weder Regen noch Tau. Dann vertrocknen die Keime und schiessen nicht in Halm und Aehre. Dann kommt der Hunger über die Menschen in der Steppe, über Russen, Baschkiren, Kirgisen und Deutsche, über klagendes Vieh, dem nur das verrottete Stroh der Dächer als Futter gereicht werden kann.

Wir fragten: "Ihr habt doch den fruchtbarsten Boden der Welt?"

"Es mag sein, aber Sommerhitze und Winterkälte dazu, wie wir es nicht gewohnt waren. Es ist wahr, unsere Erde gibt hundertfältiges Korn. Sie braucht nimmer Dünger. Mit dem Dünger heizen wir, denn in der Steppe wächst kein Brennholz. Erzählt mir aber lieber vom Reich. Wir wissen wenig mehr von der alten Heimat, seitdem wir hier siedeln."

Aus seinen kargen Worten klang die Sehnsucht, und die Augen der Kinder hingen an unseren Lippen, als wir vom Rhein sprachen und vom schwäbischen Land, vom aufgezwungenen Krieg und vom Glauben deutscher Menschen an den Sieg unvergänglichen Rechts.

"Ihr wart in den "Nummern"? fragte der Schulz.

"Ja, aber dort wollen sie nimmer Deutsche sein."

"Und sind es doch in Fleiss und Zucht und Sprache — und in ihrer Z w i e t r a c h t."

"Zwietracht?"

"Ja, die den Täufling im Fluss untertauchen, verachten die andern, die ihn nur mit Wasser begiessen. Wieder andere heiligen den Sabbath und essen kein Schweinefleisch oder erwarten die Wiederkunft des Heilands. Aber alle meinen, wir Katholiken kämen nicht in den Himmel, weil wir die Bibel nicht läsen und es nicht verstünden, sie auszulegen. Sie denken auch, wir beten Bilder an. So gehen wir aneinander vorbei, als wären wir uns fremd in Sprache und Sitte, fremder als die Russen und Baschkiren, mit denen wir ganz gut auskommen. Als vor Jahren das Fleckfieber im Dorf war, schickten uns die Russen das wundertätige Bild der Muttergottes von Kasan, mit dem ein Diakon durch alle verseuchten Dörfer reiste. Die Seuche ging auch bald weg. Aber die Leute in den "Nummern" verstanden es nicht, dass wir zur Muttergottes um Fürbitte beteten."

"Habt Ihr keine Kirche im Dorf?"

"Wir haben auch keinen Seelsorger. Unser Dorf ist arm. Auch gibt es kaum deutsche Priester. Nur einmal im Jahr kommt ein Priester aus Orenburg zu uns von der polnischen Kirche. Er nimmt uns die Osterbeichte ab, aber nur in russischer Sprache, denn er versteht nicht deutsch. Das ist uns das Schwerste. Was einen im Inner-

sten bewegt, kann mannur in der Muttersprache sagen."

"So werdet Ihr wohl immer Deutsche bleiben wollen?"

Der Schulze sah uns verständnislos an.

"Was sollen wir denn werden?"

Er holte aus einer alten Truhe Andachtsbücher, denen man die sorgliche Pflege ansah: Das Neue Testament, das Leben der Heiligen aus Regensburger und Salzburger Verlagen.

"Diese Bücher verstehen wir, und unser Spruchbuch*) unterweist die Kinder und erbaut uns Grosse. Gewiss verstehen wir die Russen und sprechen ihre Sprache für alltägliche Dinge, aber singen und beten und uns mit uns selbst beschäftigen könnten wir nie anders als mit den Worten unserer Väter. Wir haben übrigens auch eine grosse Bibel."

Tatsächlich eine Bibel!

Aber von der englischen Bibelgesellschaft. Eine Lutherbibel.

"Wir finden uns darin nicht zurecht. Spruchbuch und Neuer Bund und Andachtsbücher sind uns lieber. Sie verbinden uns zu gleichem Sinn. Darum lieben wir die Sprache unserer Väter."

"So seid Ihr Deutsche auch durch Euren Glauben?"

"Ja, so ist es, so wird es immer sein."

Wir blieben bei den Schwaben am Tschuran, solange wir bleiben konnten und erlebten an Sontagen immer wieder das rührende Wunder einer in sich geschlossenen Dorfgemeinschaft des Glaubens, des Blutes, der Sprache ohne Gehässigkeit gegen Menschen anderer Art. Nie erklangen mir Wechselgebete und Rosenkranz und Worte des Frommgedenkens so innig wie in der Stube des Dorfschulzen im Schwabendorff am einsamen Fluss in der russischen Steppe. Hier fühlte jeder: er war zu Hause, im deutschen Hause. Wo diese Menschen waren, war deutsches Land, war Deutschland.

Da vertrieb uns die russische Polizei mit Knuten und Schiesseisen aus dem kleinen Glück im deutschen Winkel. Zu Russen und Baschkiren. In unsäglichen Schmutz und in Unsicherheit. Und nach Jahr und Tag in die "Nummern" zu den deutschen Sonderkirchlern, wo aus Misstrauen Streit, aus Streit Hass erwuchsen. Im Sommer 1917 liessen die Aeltesten der Sonderkirchler Kerenski-Soldaten kommen. Die Dorfschulzen gingen mit ihnen von Haus zu Haus und liessen sich von den Hauswirten Missliebige nennen. Das waren Menschen, die mit den Bauern Streit gehabt hatten: wegen zu hoher Mieten, wegen übermässiger Preise für Brot, Milch und Eier und Fett und Kartoffeln, oder weil ein Mädchen aus der Gemeinde in dem Deutschländer den Mann, ihren Mann erkannte und ihm folgen wollte in die deutsche Heimat. Die Soldaten führten die missliebigen Männer widerwillig in weit entlegene Baschkirendörfer, wo sie im Schmutz verkommen sollten.

Zum Weihnachtsfest 1917 rührte aber Gott doch an die Herzen dieser Deutschen, die es nicht sein wollten. In gemeinsamer Notzeit fanden auch sie im Gedanken heim zum Lande ihrer Väter.

Als in späteren Jahren Hunger und blutige Verfolgungen wie die apokaliptischen Reiter über die Steppe rasten und Tausende umkamen, flüchteten die Sonderkirchler über die Grenzen des russischen Reiches: in die Mandschurei, nach Canada und Südamerika. Viele kamen auf ihrer abenteuerlichen Flucht auch über Deutschland, und das Reich nahm sich ihrer an, wohl wissend von eigener Schuld. In jenen Tagen wusste noch nicht jeder Deutscher in fernen Ländern, dass er im Reich den starken Rückhalt gegen Not und Gefahren hätte.

———o———

## NACHT UND TAG

Wunderliche Träume kommen
öfters nachts, mich zu besuchen:
Manchmal sind es alte Freunde,
manchmal sind es neue Feinde,
die mit seltsamen Gebärden
mich zu lieben, mich zu hassen
übereifrig sich bemühn.

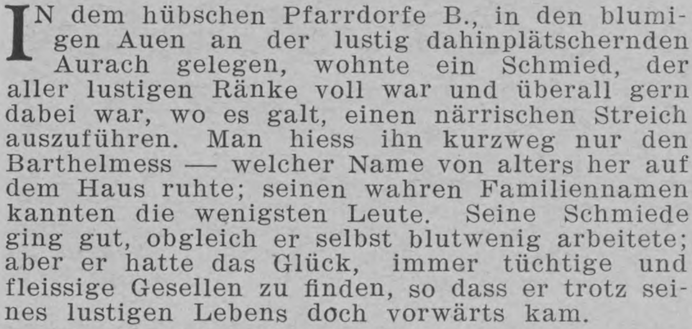
Doch ich frage nicht nach solchen
schattenhaften Missgestalten,
die mit unfruchtbarem Wollen,
sei es freundlich oder feindlich,
ihre schwache Kraft verzehren,
mich in ihren Kreis zu ziehen:
Denn dergleichen lieb ich nicht.

Helles Licht des Tages lieb ich
und ein frisches, freies Wollen
und ein Herz, das ohne Zaudern
sich dem andern offenbart!
Was sind Träume, was sind Schäume,
was sind Menschen ohne Taten
als ein Spuk, der nächtlich weht?

Julius Langbehn.



# DIE BEIDEN SCHNAPSTEUFEL



**Eine tragikomische Geschichte nach einer wahren Begebenheit von Augustin.**

IN dem hübschen Pfarrdorfe B., in den blumigen Auen an der lustig dahinplätschernden Aurach gelegen, wohnte ein Schmied, der aller lustigen Ränke voll war und überall gern dabei war, wo es galt, einen närrischen Streich auszuführen. Man hiess ihn kurzweg nur den Barthelmess — welcher Name von alters her auf dem Haus ruhte; seinen wahren Familiennamen kannten die wenigsten Leute. Seine Schmiede ging gut, obgleich er selbst blutwenig arbeitete; aber er hatte das Glück, immer tüchtige und fleissige Gesellen zu finden, so dass er trotz seines lustigen Lebens doch vorwärts kam.

Mit Vorliebe führte er im Wirtshaus einen harmlosen Schabernack aus und die Wirte rissen sich um ihn, denn wo der Barthelmess einkehrte, gab's immer eine lustige Gesellschaft, die etwas sitzen liess. Gar viele im Dorfe hatten schon unter den derblustigen Streichen des Schmiedes zu leiden gehabt, aber man konnte ihm nicht böse sein, selbst der Pfarrer des Ortes, der oft mit des Barthelmess' Taten nicht einverstanden sein konnte, musste hinterher wieder über ihn lachen, ja, einmal hat der Barthelmess etwas zuwege gebracht, woran der Herr Pfarrer schon jahrelang vergeblich gearbeitet hatte, und das verhielt sich so:

In B. wohnte ein armer Schneider, mit Namen Zwick; derselbe war von Haus aus gar nicht so arm gewesen, er besass ursprünglich ein nettes Häuschen mit wenig Schulden, einiges Wiesen- und Ackerland und in seinem Stall standen früher auch zwei schöne Kühe; das Geschäft war auch flott gegangen, und die Anna, die Schneiderin, war eine kreuzbrave, ordentliche Frau. Aber bald nach der Verheiratung, als es dem Schneider zu gut ging, da packte ihn der Leichtsinn, er wurde ein Trinker und blieb es, trotz aller Vorstellungen seiner weinenden und bittenden Frau und trotz aller guten Zusprache von seiten des Herrn Pfarrers. Es dauerte gar nicht lange, da ging es rückwärts mit dem Gütchen. Weil der betrunkene Schneider die Arbeiten nicht mehr pünktlich ablieferte und auch schlampig nähte, so bekam er Neues gar nicht mehr zu machen und Reparaturen brachte man bloss noch, um der unglücklichen Frau und der unschuldigen Kinder halber. Bald vermochte er auch die Flickarbeiten nicht mehr fertig zu bringen, und wenn ihm seine Frau Vorwürfe machte, wollte er sie gar noch schlagen. Die Frau allein brachte trotz allen Fleisses das Brot für die Familie nicht mehr her; statt der zwei Kühe befanden sich nur mehr zwei Ziegen im Stall, das Häuschen war mit einer tüchtigen Hypothek verpflastert, aber der Schneider war und blieb ein Lump und ein Säufer und niemand vermochte den Lauf des Unglücks aufzuhalten, bis sich einmal der Schmied, der Barthelmess, mit einem zwar recht kräftigen, aber heilsamen Mittelchen dazwischen legte.

Fast am Ende des Dorfes stand das grosse Wirtshaus "Zur Gans", unmittelbar an die Umfassungsmauern des geräumigen Hofes stiess der Kirchhof, in dessen Mitte sich die Ortskriche befand, und noch ein Stückchen weiter hinaus, an der Landstrasse, kam das neue, ganz allein stehende Schulhaus, dann schloss sich gleich der Wald an. In dem genannten Wirtshaus, um den grossen runden Tisch zwischen zwei Eckfenstern sass eines Abends eine fröhliche Tafelrunde, und der lauteste und der lustigste davon war der Barthelmess-Schmied. Es war gerade wenige Tage vor Fastnacht, und der Schmied erzöhlte der erstaunt zuhorchenden Gesellschaft, dass er einige Tage vorher bei seinem Vetter in der benachbarten Stadt gewesen sei. Der Vetter habe ihn auf ein maskirtes Kränzchen mitgenommen, beim Eingang habe man sich ein Maskenabzeichen lösen müssen, und er und sein Vetter hätten eine komische Kopfbedeckung mit ein Paar Teufelshörnern aus Papier bekommen. Diese Sachen habe er mitgebracht, und am Fastnachts-Dienstag, so schlug der Schmied vor, solle man in der Wirtschaft, hier in der "Gans", auch ein lustiges Maskenkränzchen arrangieren. Einige sprachen dafür, andere dagegen, und als man sich im besten Debattieren befand, flog die Tür der Gaststube auf und herein stolperte der Schneider Zwick, bereits mit einem mächtigen Rausch beladen.

"Zwicken-Schneider, alter Saufaus," sagte der Schmied, "hast schon wieder einen sitzen, — wenn ich Deine Frau wäre, ich holte Dich mit der Elle heim und würde Dir Deinen versoffenen Schädel so lange mit dem Bügelstahl bügeln, bis Du wieder nüchtern wärst."

Alle lachten.

"Mein Rausch kostet mich mein Geld," ächzte der Schneider, "der geht Euch gar nichts an."

"Na, wenn Du ordentlich bist, darfst Du Dich dahinter ins Eck setzen, damit Du nicht umfällst," fuhr der Schmied fort, packte ihn beim Arm — die andern hatten indes Platz gemacht — und mit einem leichten Ruck flog der taumelnde Schneider in die Ecke.

Nach Art aller Betrunkenen blieb er immer auf derselben Rede: "Mein Rausch geht Euch gar nichts an," rief er in einem fort, "ich scher' mich gar nichts um Euch, ich scher' mich um keinen Menschen was, nicht einmal um den Teufel kümmere ich mich."

"Oho," rief der Schmied, "nicht so laut geschrien mit dem Teufel — der Schnapsteufel hat Dich ja schon beim Kragen!"

"Ja, mach' nur so fort," warf ein anderer dazwischen, — "der Schnapsteufel hat Dein häusliches Glück schon geholt, Dein Geld und Dein

Geschäft ist auch schon beim Teufel, Dich hat er bereits fest in seinen Klammern und eines Tages dreht er Dir Dein versoffenes Schneidergenick um!"

"Es gibt ja gar keinen Teufel," grinste der Schneider, und fing an zu singen:

Des Morgens schmeckt ein Schnäpschen gut,
Desgleichen zu Mittage,
Und wer des Abends schnapsen tut,
Hat nächtlich keine Plage."

"Hört Ihr's," sagte der Barthelmess, "er sagt, es gibt keinen Teufel, und der Teufel singt doch schon aus ihm!"

"Und wenn's einen Teufel gibt," rief der Schneider, "dann soll er mich heute noch holen!" Dann sang er sein gottloses Liedchen weiter, während die andern schwiegen. Bei den letzten Worten des Schneiders aber war über das Gesicht des Schmieds ein verschmitzter Zug gegangen. Er stand plötzlich auf und wandte sich der Tür zu.

"He," sagte der Schneider, "willst Du schon gehen, dann tu' vorher noch ein gutes Werk und zahl' ein Achtelchen Schnaps!"

"O, ich geh' noch lange nicht, — Du hast ja vorhin selbst gesagt, dass Dich heute der Teufel noch holen soll, wenn es einen gibt — und weil ich's ganz fest glaube, dass es einen gibt, so will ich noch so lange warten; allzu lange kann's nicht mehr dauern, da es ja doch schon auf Mitternacht geht. Wirt, schenk' ihm meinetwegen noch ein Gläschen auf meine Kosten ein, weil's ja dann doch das letzte sein wird."

Die andern Gäste fühlten sich ob dieser geheimnisvollen Rede des Schmieds fast etwas beunruhigt, sie wussten nicht, wie sie seine Worte deuten sollten, nur der betrunkene Schneider liess sich nicht beirren und sang mit halbgebrochener Stimme weiter.

Der Schmied hatte das Lokal verlassen, ohne seine Pelzmütze mitzunehmen, man kümmerte sich deshalb nicht weiter um ihn, und nach kurzer Zeit kehrte er zurück, nahm seinen früheren Platz wieder ein und griff das Thema wieder auf, das durch das Dazwischenkommen des Schneiders unterbrochen worden war. Der letztere sprach und sang aber fortwährend dazwischen und belästigte die Gäste, deren Runde durch das Nachhausegehen der meisten bis auf wenige engere Freunde des Schmiedes zusammengeschmolzen war. Der Wirt fragte an, ob er den lästigen Schneider nicht aus dem Lokal befördern solle, aber der Schmied machte eine abwehrende Handbewegung und zeigte dabei ein recht verschmitztes Gesicht.

Die Uhr rückte scharf auf die Mitternachtsstunde zu. Von der benachbarten Kirchenuhr rasselte das Räderwerk, was man bis in die Wirtsstube hörte, da — bei dem ersten Glockenschlage ertönte aussen an den Eckfenstern, die dem runden Tische am nächsten waren, ein furchtbarer Schlag wie von einem schweren Ambosshammer, die Läden öffneten sich, und ehe sich die Gäste in der Stube versahen, flogen die Fenster auf. Ein heilloser Schrecken ergriff alle Anwesenden—bis auf einen, denn in den Fensteröffnungen erschienen zwei grässlich aussehende schwarze Gesichter. Bald sah man, dass die zwei schwarzen Gesichter zwei greulich aussehenden Teufelsgestalten gehörten, die bereits auf dem Tisch im Lokal standen und nach dem entsetzlich schreienden Schneider griffen. Auf dem Kopfe hatten die Teufel zwei mächtige rote Hörner und ausserdem waren sie ganz schwarz. Sie griffen also nach dem Schneider, der Zeter-Mordio schrie und sich mit aller Gewalt an den Tisch klammerte; aber die Teufel waren Riesenkerle, sie zogen den Schneider samt dem Tisch durchs Zimmer, vom Zerren fiel der Tisch um, so dass die Gläser klirrend zu Boden fielen, der Schneider musste loslassen, im Nu hatten sie ihn bei der Tür, hinaus gings auf die Strasse und geradewegs auf den Kirchhof zu. Einige tüchtige Beulen hatte es bereits abgesetzt und der Schneider glaubte sein letztes Stündlein gekommen. Da, an der Kirchhofpforte versuchte er den letzten Kräfteaufwand, mit äusserster Anstrengung klammerte er sich an die eisernen Gitterstäbe und die beiden Teufel machten einen Augenblick Halt, anscheinend um den Schneider dann mit um so grösserer Kraft weiterzubefördern. Die Todesangst schnürte ihm die Kehle zu, aber endlich brachte er doch stotternd hervor:

"Ach — Herr Teufel — was habt Ihr vor, ach, vergebt — was soll ich tun?"

Die beiden Teufel schüttelten sich, als ob sie lachten, dann aber schrie der eine mit schrecklicher Stimme: "Du hast Haus und Hof, Gut und Glück vertrunken, Du bist ein Schnapssäufer, nun gehörst Du uns!" Und schon machten sie Anstalt, ihn von neuem zu fassen und vollends in den Friedhof zu zerren.

Der Schneider lag zitternd am Boden und trotz der empfindlichen Kälte tropfte heisser Angstschweiss von seiner Stirne. "Ach, bester Herr Teufel," lispelte er, "wenn ich verspreche, keinen Schnaps mehr zu trinken, lasst Ihr mich dann leben?"

Die Teufel machten einen wilden Sprung und einer setzte seinen schweren Fuss auf des Schneiders ächzende Brust.

"Schwöre, erbärmliche Schneiderseele, dass Du keinen Schnaps mehr anrührst, oder Du fährst augenblicklich zur Hölle!"

"Ich schwör's, ich schwör's!" rief der Schneider, so schnell er nur die Worte herausbrachte.

Da liessen ihn die Teufel los, machten noch einige wild-drohende Gebärden und ehe sich der Schneider besann, war er allein am Kirchhof, die Teufel waren verschwunden. Neuer Schauer erfasste ihn, kaum vermochte er sich zu rühren, der Schrecken hatte ihm die Glieder gelähmt. Doch richtete er sich mühsam auf und kam auf die Beine, die ihm wie Espenlaub zitterten. Es war ihm, als ob er in der Nähe leises Lachen hörte, — er glaubte, das höllische Gelächter der Teufel aufs neue zu hören und die entsetzliche Angst verlieh ihm die Kraft, sich so eilig als möglich nach Hause zu schleppen.

Seine Frau wollte ihn mit Vorwürfen empfangen, aber an seinem verstörten Aussehen sah sie, dass ihm etwas Besonderes passiert sein musste. Wie tot fiel er in sein Bett, aus dem er mehrere Tage nicht mehr aufstand. Aber gleich in der Frühe des auf die Schreckensnacht folgenden Tages hatte er seine Frau ans Bett gerufen und ihr feierlich versprochen, nie mehr Schnaps zu trinken. Warum, das hat er ihr nie gesagt, aber sein Wort hat er gehalten, und er wurde wieder ein ordentlicher und nüchterner Mensch, der mit Hilfe anderer guter Leute auch bald wieder vorwärts kam und in dessen Familie wieder Freude und Glück ihren Einzug hielten.

Und wer war daran schuld? Kein anderer als der Barthelmess-Schmied, der nur aus dem Wirtshaus weggegangen war, um rasch seine zwei Gesellen zu verständigen, die denn auch die Teufel in täuschender Weise gespielt hatten. Die Freunde des Schmiedes waren ja bald darauf gekommen, dass es sich um einen tollen Schmiedsstreich gehandelt hatte und beobachteten von weitem, wie es dem Schneider ging. Sie versprachen sich gegenseitig, über die Geschichte zu schweigen, der Schneider aber ist kuriert und glaubt wohl heute noch, dass ihn damals die zwei Schnapsteufel hätten holen wollen.





**"Der Arbeiter sind wenige . . .!"**

In A f r i k a kommt nur e i n Priester auf 80,000 Heiden.

In I n d i e n nur e i n e r auf 100,000 Heiden.

In O z e a n i e n nur e i n e r auf 110,000 Heiden.

In C h i n a nur e i n e r auf 160,000 Heiden.

In J a p a n nur ein e r auf 220,000 Heiden.

Daran denke und hilf mit an der Heranbildung von Priestern und Missionaren!

* * *

"Die Gläubigen müssen immer mehr begreifen, mit welchem Eifer, mit welch inständigem Gebet und mit welcher Grossmut sie mitarbeiten sollen an diesem so h e i l i g e n und fruchtbaren Werke des Missions-Apostolates."—Pius XI.

* * *

"Man wird nicht oft genug wiederholen können, dass unter allen Dingen, die wir von Gott erbitten sollen, wenige Gebete so nützlich, so zeitgemäss, so notwendig sind, wie das Gebet um gute Priester."—Pius XI.

* * *

**Die Kongregation der Oblaten der Unbefl. Jungfrau Maria.**

Die Genossenschaft der P. P. Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria (O.M.I.) Oblati Mariae Immaculata — die der Unbefleckten Jungfrau Maria Geweihten wurde im Jahre 1816 zu Aix in der Provence vom Diener Gottes Eugene de Mazenod gegründet. Ihren schönen Namen erhielt sie bei der Gutheissung der Ordensregel durch Papst Leo XII.

Den Zweck der Kongregation deutet schon ihr Wahlspruch an: "Den Armen das Evangelium zu verkünden, hat mich der Herr ausgesandt." Nebst dem Streben nach Selbstheiligung besteht die Haupttätigkeit der PP. Oblaten 1. in der Abhaltung von Volksmissionen und Exerzitien. 2. in der Arbeit am Bekehrungswerke der Heiden in ausgedehnten ü b e r seeischen Missisonsgebieten von Nord- und Süd-Amerika, Südafrika, Asien und Australien.

Wohl wenige der Kongregationen haben sich so schnell ausgebreitet, wie die Genossenschaft der PP. Oblaten:

1826 — 25 Mitglieder.
1861 — 393 Mitglieder.
1903 — 10 Bischöfe, 684 Patres, 201 Scholastiker, 352 Brüder, 128 Novizen.
1938 — 1 Kardinal - Erzbiscof, 18 Bischöfe, 2600 Patres, 1400 Scholastiker, 1040 Brüder, 443 Novizen, 2380 Junioristen.

* * *

**Ergreifende Zahlen.**

Nach den neuesten Angaben gibt es auf der ganzen Welt 2020 Millionen, über 2 Milliarden Menschen; und zwar
405 Millionen Katholiken,
565 Millionen Irrgläubige,
1050 Millionen Heiden.
Erst der fünfte Teil der Menschheit gehört der wahren Kirche an.—Die Hälfte aller Menschen, 1050 Millionen, mehr als eine Milliarde, sind noch Heiden.

Diese vielen Millionen kennen nicht den wahren Gott und ihr ewiges Ziel, sondern sie beten Götzenbilder an und stehen unter der Herrschaft Satans. — Welch eine riesengrosse Menschenmenge ist das! Sollten diese Menschen in doppelter Reihe an dir vorüberziehen, so müssten sie 16 Jahre ununterbrochen bei Tag und Nacht marschieren, bis endlich das Ende dieser gewaltigen Armee käme.

* * *

**Unschuld vom Lande.**

Hausfrau: Minna, tun Sie noch mehr Nüsse in den Kuchenteig. — Minna: Ich kann nicht mehr, gnädige Frau. Die ganze Kinnlade tut mir schon weh.

## DIE MISSIONEN DER OBLATEN

zählen zu den schönsten, aber auch schwierigsten von allen.

Ein Gebiet von mehr als 8 Millionen Quadratkilometer (15 mal so gross als ganz Frankreich) ist unserer Genossenschaft zugewiesen im Weinberge des Hern. Ueber 1000 Patres arbeiten an der Bekehrung von mehreren Millionen Heiden.

Von je 100 Oblatenpatres sind also 45 in den auswärtigen Missionen.

* * *

Die Eis- und Eskimo-Missionen der Oblaten "sind die schönsten, die schwierigsten, die am meisten Verdienste haben."

* * *

"Wir segnen von Herzen alle eure Wohltäter, besonders die Förderer und Förderinnen eures Missionswerkes. Sagen Sie ihnen, der Heilige Vater wünsche, dass sie eifrig für eure Missionen arbeiten."—Pius XI.

* * *

**Liturgische Wünsche eines Eskimos.**

P. Bazin hatte für seine kleine Kapelle ein Weihrauchfass zum Geschen kerhalten. Bei der nächsten Segensandacht sollte es gebraucht werden. Schnell füllte der aufsteigende Weihrauchduft den kleinen Raum und stach den Eskimos empfindlich in ihre an solche Wohlgerüche ungewöhnten Nasen. Nach der Andacht kommt ein alter Eskimo verstohlen zum Pater und frägt:

"Pater, was hast du denn nur auf die Kohlen getan, dass sie einen solchen Rauch gaben?"

"Weihrauch!"

"Was?"

"Ein wohlriechendes Gewürz, das man Weihrauch nennt."

"Wohlriechend, sagst du? — Nein, Pater, das ist unerträglich! Nimm doch lieber an Stelle dieses stinkigen Staubes etwas Tabak. Das gibt einen ganz anderen Rauch! Der würde uns wenigstens beim Gebete nicht stören; im Gegenteil, der würde uns das Gebet angenehmer machen!"

# Die Rast auf der Flucht

Von Bertha Korb-Kimmerle.

TIEF im verschwiegenen Forst stand ein moosbewachsenes Häuslein, aus Baumstämmen hergestellt und mit Birkenrinden überkleidet. So friedlich es von aussen durch das Dickicht schimmerte, so friedlos waren seine Bewohner. Dismas, der Mann, war ein heimlicher Räuber, der mit seinem bei ihm wohnenden Bruder Kletus die Reisenden überfiel, welche den grossen Wald durchzogen, und ihnen Geld und Waren abnahm. — Vor den Augen der Welt betrieb er das Geschäft eines Schafhirten, jagte und fischte in dem nahe vorbeirauschenden Strom. Sein gutmütiges Weib Walheide lebte in beständiger Angst, dass die Verbrechen ihres Lebensgenossen einmal entdeckt und schwer bestraft werden könnten. Gerade an diesem Abend fühlte sie eine besondere Bangigkeit. Die Dämmerung spann bereits ihre geheimnisvollen Fäden im Wald. Der Tag war kalt gewesen. Ein anhaltender Regen schlug auf das Dach der Baumhütte. Vor einer Stunde waren die beiden Männer fortgegangen mit der Anweisung, den "Keller" offen zu halten! Was das zu bedeuten hatte, wusste sie. Der Keller war eine natürliche Felsenhöhle, die etwa vierhundert Schritte weit entfernt am Flussufer lag. In dieser verbargen die Diebe ihre Beute, bis sich günstige Gelegenheit zum Verkauf derselben bot. Vom Innern der Hütte aus hatten sie einen unterirdischen Gang gegraben, um jederzeit ungestört hingehen und sich im Notfall auch dort verstecken zu können. Wenn die Männer befahlen, den "Keller" offen zu halten, gingen sie auf Raub aus. Die Frau musste ein Licht in den Gang stellen und in der Stube warten, bis sie kamen.

Müde und traurig sann sie nun heute am Bettchen ihres einzigen, wenige Jahre alten Söhnchens. Das Kind war krank. Sie machte ihm kalte Umschläge auf die fieberheisse Stirne und reichte ihm von Zeit zu Zeit einen kühlenden Trunk, den sie selbst aus heilkräftigen Kräutern bereitet hatte.

Spät erst vernahm sie durch den Wind, der draussen die Wipfel zauste, die Stimme ihres Mannes, der rufend vor der Haustür schlägelte. Sie öffnete schnell und erschrak, als sie mehrere Menschen im Schein des Kienspans vor sich sah. "Nur hinein und fürchtet euch nicht," rief Dismas hinter einer schlanken Frauengestalt — und über die Schwelle trat eine zarte, junge Frau. Ihr unendlich sanftes, liebliches Angesicht sah bleich aus der Umhüllung eines nassen Mantels, der sich schwer auf ein wimmerndes Kind legte, das sie im Arm trug. Ihr folgte ein stattlicher Mann, der einen Esel am Zaum führte und die überraschte Hüttenbewohnerin um ein Obdach bat für die Nacht.

"Macht doch keine Umstände," liess sich wieder die polternde Stimme des Hausherrn vernehmen, "meinem Weib ist alles so recht, wie ich's haben will. Euren Esel will ich nach hinten in den Holzschuppen führen, da steht unsere Ziege und Futter haben wir auch."

So betrat denn der Fremdling ebenfalls das Waldhäuschen. Kletus folgte ihm mit finsterer Miene. Man konnte ihm unschwer ansehen, dass er mit der plötzlich erwachten Gastfreundschaft seines älteren Bruders nicht einverstanden war. Er begab sich gleich nach rückwärts in die Küche und schlug mit lautem Krach die Tür hinter sich zu.

Die Reisenden wechselten einen Blick miteinander. Walheide bemerkte dies und sagte verlegen: "Ach, lasst Euch meines Schwagers nicht kümmern — er tut zuweilen etwas unwirsch, ist aber sonst ein guter Mensch."

Die junge Frau lächelte. Indem sie sich mit ihrer Hilfe aus dem Mantel schälte, erwiderte sie ruhig: "Wir sind gar nicht bange, gute Frau. Auf dem Lager dort in der Ecke sehe ich ein Kind. Also seid Ihr auch Mutter und unser Sohn ist in gutem Schutz unter Eurem Dache. Um seinetwillen bitte ich Euch um etwas warme Milch, und dass ich seine Sachen am Feuer trocknen dürfte." Von Mitleid erfüllt, beeilte sich Walheide, den glühenden Holzstoss im offenen Kamin zu vergrössern. Im ersten Augenblick stieg zwar ein böser Verdacht in ihr auf — sollten die Fremden hergelockt worden sein, um sich ihrer Habe desto sicherer zu bemächtigen? — Aber ein rascher Blick belehrte sie, dass die Gewänder derselben sehr einfach, beinahe ärmlich waren. Sie machten nicht den Eindruck, als ob etwas von ihnen zu erwarten wäre . . . Ausserdem hatte ihr Mann noch nie eine Unvorsichtigkeit begangen . . .

Die gutherzige Wäldnerin dachtet nicht weiter darüber nach. Dienstfertig holte sie einige ihrer eigenen Kleider für die schöne, junge Mutter. Deren Gatte bekam Gewänder von Dismas und zog sich in der Kammer nebenan um. So sassen sie trocken bekleidet und erwärmt am Kamin, als Dismas hereinkam mit den Worten: "Euer Tier hat sich gleich auf die Streu geworfen und nur wenig gefressen! Es scheint recht müde zu sein. Ihr seid wohl schon etliche Tagreisen unterwegs — wo kommt Ihr denn her und wo wollt Ihr hin?" Der Fremdling antwortete: "Wir sind aus dem gallischen Land und reisen nach Aegypten."

"Oh," bedauerte Dismas," da habt Ihr noch eine mühselige Wanderschaft vor Euch! Nun, bei uns mögt Ihr getrost abwarten, bis das Regenwetter aufhört, wenn Ihr vorlieb nehmen wollte mit dem Wenigen, das wir Euch bieten können."

Walheide setzte den Ermüdeten kräftiges Schwarzbrot, goldgelbe Ziegenbutter und Käse vor, wobei sie nicht unterlassen konnte, zu bemerken:

"Ei, was Ihr für ein wunderschönes Kind habt!" Dass sie die Mutter ebenso schön finde, wagte sie nicht zu sagen. Dismas beugte sich etwas vor, um das jetzt im Arm des fremden Mannes still liegende Kind ebenfalls zu bewundern. Er tat es mit einer gewissen Scheu und Befangenheit, die bei ihm etwas Ungewohntes war. Das Kind schaute ihn mit ernsten, rätselhaften Augen an, so gar nicht wie ein Kind von kaum drei Jahren . . . Da schüttelte ein Beben den starken Mann, dessen er sich nicht erwehren konnte. Etwas wie ein Schrecken fasste ihn an. Zugleich ein wehes, weiches, fremdes Gefühl. So mächtig, so zwingend, dass er sich wandte, vor seines eigenen Knaben Lager in die Knie fiel und aufschluchzend dessen heissen Händchen an seine Wangen drückte . . .

Walheide beobachtete mit Verwunderung ihres Mannes Benehmen und wurde gerührt in ih-

rem Herzen, denn sie dachte: es sei die Vaterliebe und Sorge, die sich so zeige. — Als das kranke Bübchen eingeschlummert war, überliess man die Reisenden einstweilen sich selbst. Das Waldweib bereitete draussen den Brüdern einen würzigen Kräutertee und machte einen Imbiss zu-

matt neben dem Lasttier herschritt, unter dem strömenden Regen in die Nacht hinein—da musste ich mich ihrer erbarmen! Ich gedachte unseres kranken Kindes und brachte sie her.” Kletus machte eine ungläubige Miene:

“Sonderbar, dass ich den Lichtschein nicht



recht. Unwillig horchte sie dabei nach ihres Schwagers Vorwürfen:

“Du musst auf einmal übergeschnappt sein, dass es dir einfällt, diese Fremdlinge zu uns kommen zu heissen! Die führen ja rein gar nichts mit sich als ein lächerlich kleines Bündel Habe! Ich hab’ schon des Mannes Kleider in der Kammer untersucht.” Zornig fuhr Dismas auf den Bruder los: “Untersteh’ dich! Hast du was weggenommen?” Der andere lachte höhnisch: “Möglich, dass du was findest? Sie haben nichts, was die nächtliche Herberge lohnt!”

“Schweig!” befahl Dismas in unterdrücktem Ton. “Du missverstehst mich gänzlich. Ich will nicht, dass diesen Menschen auch nur ein Haar gekrümmt wird! Ich sage dir, mit diesem Paar hat es eine eigene Bewandtnis.”

Er blickte sich scheu um. Walheide kam neugierig näher: “Was ist mit ihnen? Wo habt ihr sie gefunden?” Kletus verzog spöttisch den Mund. Horchte aber doch hin, als sein Bruder hastig raunte: “Sie kamen die Waldstrasse herunter, wie alle andern auch. Aber als wir aus dem Hinterhalt gegen sie heranschlichen, sah ich plötzlich über dem Kind, das die Frau im Arm hielt, einen hellen Lichtschein, der Strahlen warf wie die Sonne, dass ich geblendet die Augen schliessen musste! Als ich wieder hinsah, war die Sonne noch da, doch nicht mehr so grell. Dass ich deutlich sehen konnte: sie ging weder von einem Licht aus, das jemand in der Hand hielt, noch war sonst ein erklärlicher Grund vorhanden. — Ich sag’ euch, es geht da nicht mit rechten Dingen zu! Diese Menschen sind entweder böse Zauberer oder sie stehen unter dem Schutz besonderer Götter! Mich überkam ein gewaltiger Schrecken. Als ich bei dem hellen Schein gewahrte, dass die Frau weinte und der Mann so betrübt und so

auch sah? Ich hab’ doch sonst gute Augen.”

“Glaub’, was du willst!” wandte sich Dismas barsch an ihn. “Ich h a b e das Licht gesehen — damit punktum! Wenn’s dir recht ist, Walheide, so kannst du für die Frau und das Kind in der Stube ein Lager zurecht machen und wir drei Männer schlafen in der Kammer! Du wirst uns was zurechtlegen aus Decken und Mänteln und Streu haben wir auch. Ich rate dir, Kletus, dass du mir gegen die Fremden nicht merken lässt, sie seien dir nicht willkommen!” Der Jüngere wagte keinen Einspruch mehr. Wie Dismas anordnete, so geschah es. Die Reisenden schliefen sanft in der Hütte der Wegelagerer . . .

Am nächstn Morgen zeigte sich der Körper des kranken Waldbübleins über und über mit Ausschlag bedeckt. Als die fremde junge Frau das entdeckte, riet sie der jammernden Mutter, das Knäblein in demselben Wasser zu waschen, in welchem sie soeben ihr liebliches Söhnchen gebadet hatte.

Die gute Wäldnerin gedachte der Worte ihres Mannes: “Diese stehen unter dem Schutz besonderer Götter” — und sie befolgte die Weisung.

Nach wenigen Minuten hob sie ihr schwaches, krankes Kindlein gesund aus dem Wasser heraus! Der Ausschlag war wie weggeblasen, die Fieberröte im Gesicht verschwunden! Der Kleine, der schon tagelang matt und teilnahmslos dagelegen hatte, streckte die Händlein nach seiner Mutter aus, jauchzte und lachte sie aus hellen, frischen Augen an! Ausser sich vor Freude, rief das Weib ihren Mann und Schwager in die Stube, wo sie verblüfft dastanden und das Wunder nicht begreifen konnten. Unwillkürlich wanderten des Dismas Augen nach dem fremden Knaben auf seiner Mutter Arm — da sah er wieder einen hellen Strahlenkranz um dessen Haupt — bei hellem

Tageslicht!

Da konnte der rauhe Waldmensch nicht anders — er beugte das Knie vor dem Kinde und sprach zur Mutter: "Frau, Euch sei Dank gesagt, Ihr habt meinem Kind das Leben gerettet! Damit habt Ihr mir reichlich das arme Nachtlager vergolten! Mögt Ihr viel Freude an Eurem Sohn erleben. Er wird gewiss einst König werden in einem grossen Reich — denn der Glanz eines Herrschers liegt schon jetzt auf seinem Angesicht!"

Bei dieser Rede legte der Fremde, der sich Joseph nannte, den Arm um Mutter und Kind, sah ehrfurchtsvoll darauf nieder und bemerkte bewegt: "Ihr mögt recht haben, lieber Mann."

Die kleine Familie ruhte noch einige Tage aus an der stillen Waldstätte, dann zog sie fort, begleitet von den Segenswünschen Walheides und ihres Mannes.

Dieser begleitete die Fremden bis an des Waldes Grenze. Als er herzlichen Abschied nahm, wandte sich die sanfte Reisende an ihn mit der ernsten, eindringlichen Warnung: "Lieber Mann, Ihr betreibt ein schlechtes Gewerbe, das Euch noch einmal den Hals kosten kann, wenn Ihr es auch noch so schlau einfädelt. Ich bitte Euch inständig, lasst ab von Euren Räubereien! Damit danken wir Euch für Eure uns bewiesene Güte. Lasst ab — sonst nimmt es einmal ein ganz schlechtes Ende! Lebt wohl!" . . .

Dismas war so erschrocken, dass er noch wie erstarrt dastand, als die kleine Karawane schon in ziemlicher Entfernung dahinzog. Auf das tiefste erschüttert, kehrte er endlich um, grübelnd, auf welche Weise diese ungewöhnliche Frau von seinem heimlichen Handwerk Kenntnis erhalten konnte? In seiner Waldheimat deutete doch nicht das Geringste darauf hin. Auch kein einziges Wort war gefallen, das sie hätten nicht hören dürfen. Er fasste den festen Vorsatz, das Rauben zu lassen. — Als er dies seinem Bruder mitteilte, spie der Feuer und Flamme. Er wäre den Reisenden nach und hätte sie in seiner Wut ermordet, wenn ihn der Aeltere nicht mit Gewalt zurückgehalten hätte.

Es dauerte nicht lange, so waren auch des Dismas guten Entschlüsse vergessen. Seines Weibes Bitten und Tränen hatten nicht die Macht, die der Bruder über ihn besass . . . Als sein Sohn heranwuchs, zeigte auch er Vergnügen an den heimlichen Streifzügen. Er wurde trotz seiner Mutter Einspruch öfter mitgenommen, bis der Tod sein Halt gebot. Nach kurzer Krankheit nahm er den blühenden Jüngling mit sich. Darüber grämte sich die Mutter so, dass auch sie sich bald zur ewigen Ruhe niederlegte.

Jetzt was Dismas ganz in der Gewalt seines Bruders, der sein böser Dämon wurde. Sie plünderten noch viele, viele Jahre friedliche Reisende, bis das Mass ihrer Schandtaten voll war. Sie wurden ergriffen und als römische Untertanen nach Jerusalem geführt, wo man sie zum Kreuzestod auf dem Kalvarienberg verurteilte. Zugleich mit ihnen wurde ein Mann aus Galiläa an das Kreuz genagelt. Als ein angeblich falscher Prophet und Volksaufwiegler wurde der von allem Volk bisher vergötterte Nazarener in der Mitte der beiden Räuber erhöht. Dismas hing zu seiner Rechten, Kletus zur Linken.

Ungeachtet seiner Schmerzen beobachtete der alte Schächer bald, dass der arme, junge Leidensgenosse in ihrer Mitte mit unendlicher Geduld seine Qualen ertrug. Dismas erkannte, dass sein eigenes Ende nur ein gerechtes war, gemäss der Warnung jener fremden Reisenden. In seinem Innern brannte noch immer ein Funke jenes damals erblickten Lichtes, nie verlöschend, nie vergessend . . . .

Als daher sein Bruder anfing, sich den Hohnreden der unten gaffenden, rohen Volksmenge anzuschliessen, wies er ihn zurecht und sprach: "Wir leiden, was wir verdienen—dieser aber hat nichts Böses getan!"

Unter ihm drängte sich eine weinende Frau durch die Zuschauer, geführt von einem blassen, verstörten, jungen Mann. Nicht achtend des Spottgelächters, das rings erscholl, näherten sich die beiden dem Kreuze des Galiläers, dessen Stamm die Frau umklammerte mit dem herzbewegenden Jammerruf:

"Mein Sohn, mein Sohn, mein Jesus!"

Dismas wurde durch den Ruf merkwürdig ergriffen. Aufmerksam sah er hinab in das farblose Leidensantlitz der bedauernswerten Mutter. Da stieg eine Erinnerung in ihm auf wie Glockenklang aus ferner, dunkler Tiefe . . .

Seiner eigenen Schmerzen vergessend, wandte er den Kopf nach dem in der Mitte Gekreuzigten — und stiess einen lauten Schrei aus!

Die entmenschten Henkersknechte lachten über ihn, aber sie täuschten sich. Es war nicht physisches Weh, das ihm den Ton erpresst hatte, sondern seine Seele hatte den Schlag erhalten! . . Um das dornengekrönte, kaum noch menschenähnliche Haupt des grossen Nazareners schwebte ein Strahlenglanz, den der alte Bösewicht nur einmal im Leben gesehen und nie vergessen hatte . . . Von unnennbarem Grauen erfasst, öffnete er den Mund, um eine Frage zu stellen, als sich rasch eine tiefe, unnatürliche Finsternis über die ganze Umgebung breitete! Hinter dem Oelberg erhob sich die volle Mondscheibe als blutrote Kugel . . . nach und nach ging das Rot in Schwarz über . . .

Die Erde bebte. Der Felsen zwischen Jesus und dem fluchenden Kletus spaltete sich, als ob der König der Juden dadurch andeuten wolle, dass er in Ewigkeit keine Gemeinschaft mit einem unbussfertigen Sünder haben wolle . . .

Menschen und Tiere wurden von Entsetzen erfasst — die Zuschauer zerstreuten sich und flohen in die Stadt, in welcher sich ihre Schrecken noch steigerten, denn hier traten ihnen verwandte oder bekannte Verstorbene entgegen, die ein blutiges Strafgericht ankündigten um des unschuldigen Blutes willen, das sie vergossen hatten.

Während dieser schauerlichen Finsternis wurde es in der Seele des armen Dismas immer heller. Mit bangem Herzklopfen hörte er, wie der Prophet für seine Feinde betete . . . Plötzlich zerriss die Dunkelheit und Dismas sah in geringer Entfernung eine grosse Stadt vor sich, die mit Jerusalem einige Aehnlichkeit hatte! Eine wunderbare Stadt, deren Säulen aus sämtlichen Edelsteinen der Erde errichtet schienen. Aus dem Licht über dem Haupt des dornengekrönten Propheten formte sich ein langer, weiss glitzernder Streifen, der sich wie ein Komet über die goldglänzenden Zinnen und Türme der Stadt hinzog . . Dann gingen aus dem einen Streifen vier andere hervor, die ihren Weg nahmen nach allen vier Himmelsrichtungen. Diese Bahnen vereinigten

sich alle in einer Sonne, die über der seltsamen Stadt stehen blieb . . . Geblendet von der Klarheit dieser Leuchte, deren Strahlen in tausend und aber tausend Farben ein unfasslich schönes Lichtmeer warfen, schloss der arme Waldräuber seine Augen . . . Als er sie wieder äffnete, wandelten in einem der vielen Gärten, die zwischen den prunkenden Häusern der Stadt verstreut lagen, zwei Gestalten, die ihm eifrig winkten — er erkannte seinen Sohn und sein Weib Walheide! Sein Atem stockte — Dunkelheit hüllte ihn sogleich wieder ein . . . Von Reue erfüllt über sein verfehltes Leben, bebend vor Scham, Jammer und Sehnsucht, erhob er seine Stimme und bat mit heissem Flehen: "Herr, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst!"

Dem atemlos Lauschenden wurde die tröstliche Antwort zuteil: "Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein!" — Es waren die letzten Worte, die in die Ohren des reumütigen Wäldlers klangen. Gleich darnach brach sein Herz vor Freude über diese Zusicherung. Unter der Last des Glückes, das er nur ahnen, nicht fassen konnte . . . Sein befreiter Geist wanderte auf der Lichtbahn, die sich jetzt wieder vor ihm zeigte, vom Holz der Schmach hinüber in die Stadt der unvergänglichen Schönheit, des ewig grünenden Paradieses — in die Arme seines Weibes und seines Kindes!

———o———

## O CHRISTUS!

Und wem du, Herr, nur einmal bist begegnet,<br>
und auf den nur dein heiliger Schatten fiel,<br>
der ist am Ziel<br>
und ist für alle seine Zeit gesegnet.

Und wen du einmal angeschaut,<br>
und wem du einmal sagtest: komm und sieh!<br>
der ist auf ewig dein, und nie<br>
lässt er von dir und hat auf ewigen Grund gebaut.

Und wer mit dir über die Strassen ging<br>
und hörte, wie mit Namen alle du genannt,<br>
wie du sie heiltest, hieltest an der Hand,<br>
hält aller Diener sich und ganz gering.

Und wer all deine Liebe sah und all dein Leid<br>
und wer vor dir an deinem Kreuze stund,<br>
der weiss mit Seele es und Mund:<br>
die Menschheit wird erlöst durch Liebe nur und Leid.

O Christus, Herr, wer einmal ganz<br>
dich sah und fand und dich erfuhr,<br>
der kennt nur Brüder und kennt Schwestern nur<br>
und geht durch Leben, Leid und Tod und Hölle lächelnd und in Gottesglanz.

Ernst Thrasolt.



## SPRICHWORT — WAHRWORT

Böse Kinder machen den Vater fromm.

* * *

Schön, fromm und reich<br>
Findet man selten gleich.

* * *

Der erste Kauf ist gemeiniglich der beste.

* * *

Es ist kein' so bös' Mutter,<br>
Sie zög' gern ein fromm' Kind.

* * *

Verzeihen ist der Frauen Sitte,<br>
Doch lieb ist ihnen, dass man bitte.

* * *

Ein Weib, das nicht schelt,<br>
Ein Hund, der nicht bellt,<br>
Eine Katze, die nicht maust,<br>
Sind nichts nutz im Haus.

* * *

Wer bei den Hunden schläft, steht mit Flöhen auf.

* * *

Die Welt ist ein rechtes Spital voll kranker und pesthafter Leut'.

* * *

Beim Tanzen stolpert nicht selten die Ehre.

* * *

Die Vernunft leidet mehrmals Schiffbruch im Wein.

* * *

Lass die Störche klappern, es ist ihr Gesang.

* * *

Es ist nicht gut, wenn eine Magd Frau wird.

* * *

Das Menschenherz ist feige, und es gehört Mut dazu, um glücklich zu sein.

* * *

Was wäre die Welt ohne den Heroismus priesterlicher Menschen, deren grosses Herz die kalte Welt immer wieder entzündet!—Carl Sonnenschein.

* * *

Es ist das Zeichen der Jugend, dass sie im Glück sich zu glücklich und im Unglück sich zu unglücklich fühlt.—Lessing.

* * *

Das Herz der Welt heisst Jugend.—Bernados.

———o———

### Was ist die Frau?

Der Mann soll das Haupt der Familie sein, was ist aber die Frau? Das ist nach Umständen sehr verschieden. Eine fleissige Hausfrau ist die Hand, eine verschwenderische der allverzehrende Magen; die geistreiche ist das Auge; die lernbegierige das Ohr; die geschwätzige der Mund; die gutmütige das Herz; die zanksüchtige endlich die Galle. Die Frau jedoch, die gut ist, milde, sittlich, verständig und freundlich, ist mehr als Kopf, Hand, Auge, Mund, Ohr und Herz: die ist die Seele der Familie.

# Weihnachts - Erinnerungen

Von P. Jos. Schulte, O.M.I.

**WEIHNACHTEN 1904.**

WENN im Kreislauf der Zeiten die Erinnerung an die Geburt des Weltheilandes wiederkehrt, dann wird dieser Tag auf dem grossen, weiten Erdenrund von allen Bekennern des christlichen Namens auf das festlichste begangen. Weihnachten ist das schönste Fest, das wir haben. Keines wird von Alt und Jung mehr geliebt und geehrt, keines ist von den Dichtern mehr besungen und verherrlicht worden als das liebliche Weihnachtsfest.

Die Freude und der Jubel dieses Festes ist die Quelle verschiedener sinniger Gebräuche. Ein Gebrauch, der den Deutschen besonders eign ist, ist der Weihnachtsbaum. Ueberall hin, nach Amerika, Australien, Afrika haben die Deutschen den Christbaum mitgenommen, und lebhaft erwachen am heiligen Abend unter dem Christbaum, im Herzen der Auswanderer, alte Erinnerungen an die traute, zwar verlassene, aber doch nicht vergessene liebe deutsche Heimat. So erzählte mir seiner Zeit ein bejahrter Mann, dass er einmal in Buenos Aires am heiligen Abend im Klub der deutschen Bierbrauer die Anregung gegeben habe, einen Weihnachtsbaum zu schmücken. Schnell wurde eine Kollekte veranstaltet, Tannenbaum und Schmuck gekauft, und nach zwei Stunden schon prangte der Weihnachtsbaum in hellem Kerzenglanz. "Und Sie mögen es glauben oder nicht," fuhr der Mann fort, "kein Auge der derben Männer blieb trocken, als ich unter dem Weihnachtsbaum einige Worte sprach und den Umstehenden alte, traute Erinnerungen ins Gedächtnis zurückrief."

Jedoch nicht immer hat man im Auslande Gelegenheit, das hl. Weihnachtsfest auf solche Weise zu feiern. Es war im Jahre 1904, auf dem Kriegsschauplatz in Südwestafrika. Die ersten drei Schlachten bei Kub, Naris und Richmond waren geschlagen, und ich begleitete die Verwundeten von Kalkfontein ins Feldlazarett Kub. Nachdem ich daselbst meines Amtes gewaltet, begab ich mich auf den Weg nach Rehsvoth, um den dort versammelten Truppen und Farmern Weihnachtsgottesdienst zu halten. Unterwegs wurden die Reittiere schlapp, und nur mit grösster Anstrengung, nach mühsamen Tagesmärschen, die Pferde an der Hand führend, erreichte ich am hl. Abend mit meinem schwarzen Diener die Garnison Rehoboth. . Ob der Kriegswirren hatte keiner an einen Weihnachtsbaum gedacht, nicht einmal ein würdiger Raum für die gottesdienstliche Feier war vorhanden. In einer elenden Baracke hielt ich am frühen Morgen das Engelamt, taufte einige Kinder und traute ein junges Brautpaar.

Nach dem Gottesdienst musste ich wieder weiter gegen Windhuk ziehen, das ich mit guten Reittieren in einem Tage hätte erreichen können. Allein kaum waren wir—mein schwarzer Diener und ich—einige Meilen durch den tiefen Sand geritten ,als die Tiere wieder versagten. Abermals sahen wis uns gezwungen, die Pferde zu führen und langsam vorwärts zu ziehen. Am Abend des schönen Festtages hatten wir etwa die Hälfte des Weges bis Windhuk zurückgelegt. Wir machten Halt und brachten die Nacht inmitten der Wildnis unter freiem Himmel zu. Unter einem Dornstrauch hatte ich mein Nachtquartier aufgeschlagen. Stille, unheimliche Ruhe rings umher. Die Sterne leuchteten herab vom klaren Firmament und lächelten mir freundlich zu. Meine Gedanken führten mich unwillkürlich zurück in die Vergangenheit, in die Jahre meiner Kindheit, da ich das Weihnachtsfest im Kreise meiner lieben Eltern und Geschwister verlebte: Lichtstrahlender Christbaum; Geschenke, vom Christkindchen gebracht; unsagbare, kindliche Freude; das Brausen der Kirchenorgel, anstimmend: "Stille Nacht, Heilige Nacht"; die trauten Weisen der Weihnachtslieder; die gemütlichen Familienabende; Festspiele, die heiligen Geheimnisse vorführend, —Alles das stand lebhaft vor den Augen meines Geistes. Ich schlief ein. Wo bin ich? Täusche ich mich nicht? Ein geöffneter Sarg steht vor mir: er birgt eine anmutige Gestalt; heiliger Friede ist über das Antlitz der Toten ausgegossen. Plötzlich erkenne ich die Züge! O, es ist mein liebes, unvergessliches Mütterlein! Sechs Jahre zuvor



hatte es uns am heiligen Abend verlassen und war hinübergepilgert in die Ewigkeit, um das Weihnachtsfest mit den heiligen Engeln im Himmel zu begehen. O teures Mutterherz. Du in der Ewigkeit, und dein Kind schlafend im Sand der weiten Steppen Südafrikas! — Tränen rannen über die gebräunten Wangen des träumenden Feldgeistlichen.

*

**WEIHNACHTEN—1905.**

Vom hochw. Divisionspfarrer Weyer war ich zu Anfang des Jahres 1905 auf dem Kriegsschauplatz abgelöst worden und hatte im Laufe dieses Jahres in und um Windhuk herum die Militärseelsorge zu versehen. Die grösste Arbeit war in den Lazaretten und auf den Friedhöfen. Am hl. Abend 1905 wurde ich gebeten, auch den Kranken im Lazarett eine kleine Weihnachtsfeier zu halten. Welch ein kontrastvolles Schauspiel bot sich mir bei dieser Gelegenheit dar: Mitten in der Typhus-Baracke stand ein herrlich geschmückter Christbaum; um ihn herum hatten Militärärzte, Offiziere und Wärter, mit allen Orden und Ehrenzeichen angetan, Aufstellung genommen; den Wänden entlang lagen die braven, kranken Soldaten, zum Teil schon dem Tode nahe; stets besorgt und hilfsbereit, eilten die katholischen Krankenschwestern von einem Bett zum andern. Während ich eine kurze Ansprache hielt, vernahm ich hinter mir das Stöhnen eines Sterbenden. Kurzerhand schloss ich die Feier und begab mich zu dem Totkranken; eine halbe Stunde später lag er starr in meinen Armen.

Ein anderes, friedlicheres Bild!

Als ich mich auf dem Heimwege vom Lazarett der Mission näherte, drangen helle Kinderstimmen an mein Ohr. "Vanatje, indjeje, nu tarejemba," "Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all." Der Glanz des Weihnachtsbaumes erfüllte den grossen Saal, in welchem Herero-Waisenkinder zum ersten Mal in ihrem Leben eine Weihnachtsfeier begingen und die Geschenke in Empfang nahmen, welche ihnen das Christkindchen gebracht hatte. Welch staunend freudige Ueberraschung auf den schwarzen Gesichtern! So etwas war ihnen bis dahin noch nie passiert! Ich legte den Kleinen die Bedeutung der Feier in ihrer Muttersprache dar, jedoch allzu viel Gehör fand ich nicht; immer wieder schielten die Kinder der Wildnis hinüber auf den langen Tisch, zu den allerlei bunten Geschenken, stierten den hohen Weihnachtsbaum mit den vielen schimmernden Lichtern an, dann wieder die schönen Sachen auf dem Tisch, bis endlich die Verteilung vorgenommen wurde.

Volle Genugtuung empfand ich im Innersten meines Herzens bei dem Gedanken, armen Waisen eine Weihnachtsfreude bereitet zu haben.

Auch Du, lieber Leser, verschaffe dir diese Genugtuung, indem Du aus Liebe zum neugeborenen Weltheiland ein armes Heidenkind erretten hilfst aus den Banden der Finsternis und es dem göttlichen Kinderfreund entgegenführst.

* * *

**Nachsatz der Schriftleitung:** Du fragst Dich vielleicht, lieber Leser, wie Du ein armes Heidenkind erretten kannst? Ich will es Dir verraten: Werde Mitglied des Marianischen Missionsvereins, und als solches bete täglich drei "Gegrüsset seist Du Maria" und spende monatlich ein kleines Almosen für die Heidenmission. Werde womöglich Beförderer. Wie? Darüber erkundige Dich bei der Schriftleitung des Marienboten.

---

## "Zu teuer! Ich sterbe nicht"

Kennen Sie den guten Pater Henry? Er ist Missionar auf Ceylon, schon über 30 Jahre.

Eines Tages wird er von der Malaria befallen. Der Arzt kommt, fühlt den Puls, untersucht, verbirgt nur schlecht seine Besorgnis, verspricht am Abend wieder zu kommen und gesteht vor seinem Fortgehen dem Superior, dass keine Hoffnung mehr sei.

Der Sargfabrikant hört von der Sache. Er kommt auch, verstohlenerweise, zieht aus seiner Tasche eine Schnur und misst den Kranken nach Länge und Breite . . . .

Pater Henry ist aber noch bei Bewusstsein.

"Was wird das kosten?" sagt er.

"Zwölf Rupien, Pater," antwortet der andere ganz selbstverständlich.

"Was? Zwölf Rupien? Das ist zu teuer! Ich sterbe nicht!"

Und er ist tatsächlich nicht gestorben, denn er predigt noch. Der Sargfabrikant aber liegt schon lange im Sarg unter der Erde.

**HEIMATLOS**

Flieg', Vogel, schnarr
Dein traurig Lied
Im wüsten Vogelton!
Versteck, du Narr,
Dein blutend Herz
In Eis und Hohn.

Die Krähen schreien
Und ziehen schwirrend
Flugs zur Stadt . . .
Bald wird es schneien;
Wehee dem,
Der keine Heimat hat.

* * *

**Die erfahrene Hausfrau.**

Das neue Hausmädchen: Gnädige Frau, es sind lebende Aale gebracht worden. Wie werden die getötet?

Junge Frau: Ganz einfach, Auguste. Werfen Sie sie in einen Eimer Wasser, dann ertrinken sie.

# DER LEUTFRESSER

Von Reimmichl.

DER Reimmichl hat sich oft gedacht, lustig müsste es sein, wenn man einmal einen Tag lang Hergott wäre oder doch wenigstens so ein kleines Englein droben über den Wolken und wenn man herunterschauen könnte auf das grosse Guckerloch, so man Erde nennt, und sehen, wie sie herumlaufen, all die Menschen und Menschlein, die weissen und die schwarzen, die roten und gelben, die grünen und die blauen, denn auch solche gibt es in manchen Ländern. Ja, lustig müsste es sein, diesen grossen Ameisenhaufen anzuschauen: die einen, wie sie laufen und rennen, als wären sie hundert Jahre zu spät auf die Welt gekommen, die anderen, wie sie kriechen und rasten, als sollte ein Packträger ihnen die Füsse nachtragen; die einen geschniegelt und geputzt wie ein Kaiserpudel, die anderen in Lumpen und Hadern; die einen, wie sie den ganzen Tag beim Munde hineinstecken und -stopfen, als wäre der Magen ein Blasbalg, die anderen, wie sie in einem fort aufschütten, als wäre die Lunge eine Tuchbleiche; die einen gebückt und niedergedrückt von der Last des Lebens, die anderen den Kopf in der Höhe, dass man fürchten müsste, es könnte ihnen ein Stern ins Maul fallen, wenn einer loskommt; die einen voll Lust und toller Freude, als wäre das irdische Jammertal ein Tanzboden, die anderen finster und trübselig, als wäre die ganze Welt ein Hummelnest usw. usw. — Viel Lächerliches könnte man sehen, Gescheites wenig: aber am meisten möchte sich der Reimmichl ärgern über die Letztgenannten, die stets ein Gesicht machen, als müssten sie nicht bloss die Erde, sondern auch Sonne und Mond samt allen Sternen auffressen. Von einem solchen will er nun erzählen.

Herr Grunzmann war aus Amerika gekommen und hatte sich in Grampelheim — das ist ein kleines Städtchen — niedergelassen; bei der Zwespen-Threse, einer herzensguten, alten Frau, hattet er sich eingemietet. Herr Grunzmann machte stets ein Gesicht wie vierzehn Tage Regenwetter — oder richtiger, er schaute drein wie ein Bullenbeisser. Niemand hatte ihn je lachen gesehen; keinen Menschen traute er, mit niemandem hielt er Gemeinschaft, niemandem dankte er für einen Gruss; Bettlern warf er das Almosen nach, dass es klirrte — Herr Grunzmann war ein Menschenhasser und bald hiess er im Städtchen nicht mehr anders als der Leutfresser.

Da kam in besagtes Grampelheim ein Büebl vom Land herein, im Sommer mit Waldbeeren, im Herbste mit Singvögeln, die er im Städtchen verkaufte. Der Wald-Seppele — so nannte man ihn—war eine bekannte Persönlichkeit in Grampelheim. Mit seinen kirschroten Wangen und seinen wasserhellen Augen schaute er so lustig in die Welt hinein, dass ihn jedermann gern ansah. Und erst wenn man ihn singen oder predigen hörte! Eine Stimme hatte der Knabe, so hell und rein wie ein Engel; feine "G'sanglen" hüpften und sprudelten nur so heraus wie das Wasser vom Brunnenrohr. In der Früh', wenn er die lange Strasse herunterkam, hörte man schon seine Triller und Jodler; wo er in ein Haus schlüpfte, meldete er seine Ankunft mit einem lustigen Liedl. Auch p r e d i g e n konnte der Wald-Seppele; zu Hause hatte er ein grosses "Evangel" und aus "Bruggers Exempelbuch" wusste er viel grausige Geschichten. Zuerst hatte er den Vögeln und Bienen draussen im Walde gepredigt und jetzt predigte er in der Stadt den Kindern und Weiblein, wo man ihn nur anstellte. So hübsch konnte er auslegen, dass sich die Weiblein nicht selten grosse, schwere Trophen aus den Augen wischten.

"Du, Büebl," meinte einmal die Laden-Moidl, "du solltest eigentlich Geistlicher werden, soviel einen gescheiten Kopf hast du! Zu einem Bischof bringst du's leicht, wenn nicht gar zu einem General!"

Der Seppele blieb aber nach wie vor daheim und kam beinahe tagtäglich ins Städtchen. Auch bei der Zwespen-Threse machte er seine Besuche.

Da sagte einmal die Threse: "Du, Seppele, du musst da hinausgehen in den Garten und hinten zu den grossen Fenstern hinaufsingen; da droben ist soviel ein trauriger Herr, vielleicht tut's ihm wohl, wenn er einmal ein G'sangl hört." Das liess sich der Seppele nicht zweimal sagen. Schon stand er draussen mit einem Ernst, als müsse er den russischen Kaiser ansingen, und wie eine Lerche so kräftig und hell schmetterte er das Lied hinauf:

"I bin a frischa Tirolerbue,
Leb' lustig in der Welt;
I hon ka Haus, ka Feld, ka Kueh,
I hoan a nit viel Geld!"

Nun liess sich droben ein Geknurre vernehmen, als hätte man mit einem Stabe an die Hundskotter geschlagen, zugleich flog ein Geldstück beim Fenster heraus und dem Seppele so heftig an den Kopf, dass er glaubte, einen Regenbogen zu sehen. Da packte es auch den Knaben.

"Oes grantiger Herr," schrie er hinauf, "mit Euren Kupferplengeln lass ich mich nicht totwerfen; wenn's mir was geben wollt, dank' ich schn; aber ein schöner's G'sicht müsst's machen, sonst mag ich's nit!" Das Geldstück flog wieder hinauff und beim Fenster hinein, der Seppele aber machte sich aus dem Staube. Am nächsten Tage kam er wieder und so noch öfter und er sang und pfiff dem Herrn Grunzmann zum Trotze.

Am Sonnenwendmarkt hatte der Seppele ein gutes Geschäft gemacht, da konnte er seine Lust nicht mehr bezähmen; er wandte sich hinaus zur Zwespen-Threse, um sich dort im Garten ordentlich auszusingen. Das klang heute doppelt frisch und fröhlich:

"Und a lustiger Bue, der braucht oft a Paar Schueh,
Und a trauriger Narr, der hat lang an am Paar!"

Und wieder:

"Hast ka Freud' auf der Welt, dann pack' lei glei z'somm'
Und geh' den' aus'n Weg, die a Freud' daran hob'n!"

Da bemerkte er vor sich auf dem Boden ein paar glänzende Goldstücke. Zuerst erschrak er, aber gleich schrie er hinauf zu den Fenstern:

"Hoi, ös grantiger Herr, schaut's einmal herunter!" Herr Grunzmann steckte seinen Kopf heraus.

"Da liegt ein Geld; wenn es Euch gehört, will ich es hinaufbringen!"

"Das kannst du behalten, wenn du mir ver-

sprichst, nicht mehr zu singen."

"Ja, mein lieber Herr, da kommt's nit zum Rechten! Mein Singen verkauf' ich nit um ein paar solch glitzerige Dinger . . . Arm bin ich und meine Mutter auch, aber etwas hab' ich, ein lustiges Gemüt, und das gib ich nit her, um keinen Tausender! . . . In der Früh' beim Dörfl heraus, da sing' ich das erste beim Muttergottesstöckl und so geht's dann weiter, bald ein heiliges, bald ein weltliches, den ganzen Tag; nachts, wenn ich heimkomm', singen wir zusammen, die Mutter und ich — und der liebe Herrgott, mein' ich, hat seine Freud' daran; die Engel droben im Himmel tun ja auch nichts als singen und traurig ist nur der alte "Ganggerle" drunten in der Höll'!"

"Aber warum hast du das Geld nicht heimlich eingesteckt?"

"Was meint's? Da kennt's mich schlecht! . . . Habt's es am End' gar selber hergelegt, mich zu probieren? — O beileib', das kann von meinetwegen da liegen bis zum Jüngsten Tag. Wisst's, da tu' ich schon viel zu gern singen und zum schönen Singen, sagt mein Mütterl, gehören zwei Stück': erstens eine schöne Stimm' und zweitens ein leicht's Herz, das heisst ein gut's Gewissen. Deswegen können die Engel und Vögel so schön singen, weil sie nit schwer zum Tragen haben. — Wer einen schweren Pack auf dem Herzen trägt, der bringt ein schön's G'sangl nit zuwege; und wer ein schön's G'sangl nit einmal leiden mag, der hat nit bloss einen Pack, der hat einen Mühlstein beim Herzen! So, jetzt hab' ich Euch 'predigt auch; behüt' Gott!" — Und:

"Bin a lustiger Bue,
Lass dem Teuxel ka Rueh;
Und die Engel im Himmel,
Die lachen dazue!"

So sang der Seppl zum Tor hinaus. Der Leutfresser aber wurde ganz still und nachdenklich; des Waldbübleins Predigt liess ihn nicht ganz kalt; noch mehr hat es ihn überrascht, dass es auf der Welt Leute gibt, die nicht schlecht und nichtsnutzig sind. Am selbigen Tage, so erzählte die Zwespen-Threse, habe der Herr Grunzmann dreingeschaut wie eine verwunschene Prinzessin.

Der Wald-Seppele kam wieder und der Leutfresser wurde mit dem Büebl immer freundlicher; das Büebl musste singen und predigen und erzählen; dem Leutfresser erging es dabei wie einem brennkalten, hartköpfigen Eiszapfen, wenn die warme Aprilsonne dreinscheint; er fing an zu glänzen und nach und nach flossen gar die Tränen. Der Leutfresser ging nun mit dem Seppele hinaus in den Wald, und wie er daselbst die meisten Leute so gut, so aufrichtig und treuherzig fand, da war er von seinem Menschenhasse kuriert. "Drum," meint der Reimmichl, "ein fröhliches Gemüt, das ist ein Schatz von unserem lieben Herrn, und ein freundliches Gesicht, das tut einem wohl wie warmer Sonnenschein!"

---

### Wenn es darauf ankommt.

Volney, ein bekannter französischer Ungläubiger, wurde einst auf dem Meere von einem schrecklichen Sturme überrascht. Passagiere und Mannschaften fielen auf die Knie und beteten, und auch der Zweifler Volney entriss einer alten Frau ihren Rosenkranz und betete mit grosser Inbrunst das "Gegrüsset seist du, Maria," bis die Gefahr vorüber war. Als ihn später jemand fragte, zu wem er denn gebetet habe, da er doch das Dasein Gottes leugne, entgegnete er mit schamrotem Gesicht:

"Ja, mein Freund, beim Studium kann man wohl Zweifler sein, nicht aber während eines Sturmes auf dem Meere."

### Ein glücklicher Fund.

Ein Pfarrer hatte über den Himmel gepredigt. Einem reichen Mann wollte das nicht in den Kopf. Und als er eines Tages dem Pfarrer begegnete, sprach er zu ihm: "Herr Pfarrer, Sie haben am Sonntag so schön über den Himmel gepredigt; nur haben Sie vergessen zu sagen, wo denn eigentlich der Himmel ist!" Da sprach der Pfarrer zu ihm: "Lieber Herr, sehen Sie dort jenes Häuschen? Darin wohnt eine arme Witwe mit ihren Kindern; sie haben nichts zu essen und leiden Not; schicken Sie ihr Lebensmittel, Kleider und Geld ins Haus, und Sie werden bald wissen, wo der Himmel ist." — Der Reiche tat so. Als er bald darauf dem Pfarrherrn wieder begegnete, sprach er zu ihm: "Herr Pfarrer, jetzt weiss ich, wo der Himmel ist; seitdem ich Almosen gebe, ist es mir so wohl, als ob ich im Himmel wäre."

---

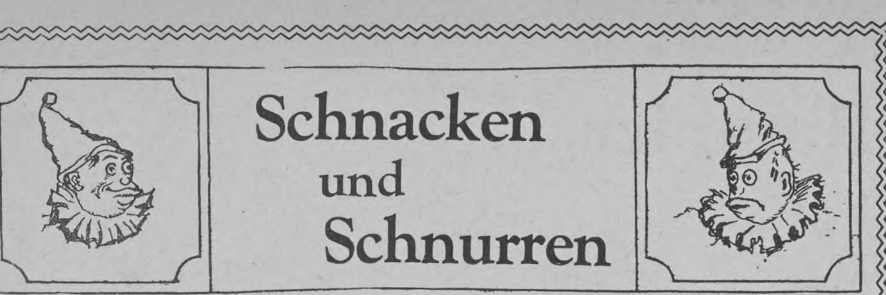
### Sehr eilig.

Aus einem Laden kam ein Herr gerannt, einen eleganten Damenhut in der Hand, und schoss wie ein Pfeil die Strasse hinab. " Aber wohin so stürmisch?" fragte ihn ein entgegenkommender Freund und stellte sich in aller Gemütsruhe zurecht, um ein Gespräch zu beginnen. "Fort, fort!" stöhnte weiterrennend der Angeredete, "muss meiner Frau den eben gekauften Hut bringen, ehe er wieder aus der Mode ist!"

---

### Wie die Berufe abberufen werden.

Der "Bonvivant" — hat ausgelebt.
Der Chemiker—sieht der Auflösung entgegen.
Der Fährmann — fährt ins Jenseits.
Der Anatom — wird eine Leiche.
Der Hausherr — ist heimgegangen.
Der Jurist — tritt vor einen höheren Richter.
Der Wassersportler — segelt ab.
Der Wanderer — kehrt zum Staub zurück.
Der Geschäftsmann — hat sich empfohlen.
Der Ringkämpfer — hat ausgerungen.
Der Heizer — wird zur Asche.
Der Mysanthrop — verlässt das irdische Jammertal.
Der Globetrotter — hat die Welt verlassen.
Der Logenschliesser — hat sein Dasein beschlossen.
Der General — marschiert zur grossen Armee ab.
Dem Laternenanzünder — wird das Lebenslicht ausgeblasen.
Dem Schneider — wird der Lebensfaden abgeschnitten.
Der Gelehrte — gibt den Geist auf.
Der Beamte — wird in die andere Welt versetzt.
Der Diplomat — wird abberufen.
Der Färber — ist verblichen.
Der Maurer — kratzt ab.




# Schnacken und Schnurren

Vegetarier: "Sie wollen so grosses Mitleid mit den Tieren haben, und doch essen Sie Fleisch?"

Herr Wurschtmaier: "Ja meinl lieber wär mir's freili, wenn die Schweinshaxen auf die Bäum' wachsen täten!"

* * *

**Boshaft.**

— Kaum war ich eine Viertelstunde auf der Jagd, da lag auch schon ein toter Hase vor mir.

— Interesstnt! Gibt's denn unter den Hasen auch Selbstmörder?

* * *

**Telephon und Reklame.**

Käufer: "Hat Ihr Geschäft Fernruf?"

Verkäufer: "Was, Fernruf? Wir haben Weltruf!"

* * *

**Der Lebensmüde.**

— Du siehst ja ganz verzweifelt aus! — Ja. Ich bin lebensmüde. — Aber dann geh' doch mal zum Arzt! — Oh, so lebensmüde bin ich noch nicht.

**Kindermund.**

Lehrerin: Bessie, nenne mir einen Vogel, der ausgestorben ist.

Bessie: Dick.

Lehrerin: Dick? Den Vogel kenne ich nicht.

Bessie: Unser Kanarienvogel. Die Katze hat ihn gestern ausgestorben.

*

**Verzweifelt.**

"Hast du da Abitur bestanden?"

"Ich weiss nicht, Papa, der Professor und die anderen Herren waren sehr zurückhaltend. Sie sind sehr fromm."

"Wieso?"

"Immer, wenn ich eine Frage beantworte, sagten sie: "Mein Gott, mein Gott."

*

**Abgeblitzt.**

Angestellter: Ich habe geheiratet; dürfte ich wohl um eine Gehaltserhöhung bitten?

Chef: Bedaure. Ich komme nur für Unfälle auf, die im Betriebe geschehen sind.

**Unverfroren.**

Kundin (im Kleiderladen): "Vergangene Woche habe ich meinem Jungen eine Hose bei Ihnen gekauft. Sehen Sie mal, wie kurz die geworden ist, nachdem er ein einziges Mal im Regen damit war!"

Kleiderhändler: "Jaja, so ein Frühlingsregen, — da ist der Junge gleich 'n ganzes Stück gewachsen!"

* * *

**Die Fahrt in die Welt.**

Trotter gibt bei einer Gesellschaft seine Reiseerlebnisse preis: "... tja, meine Damen und Herren, darauf schnellte ich aus dem Busch hervor und hieb dem Tiger den Schwanz ab." — "Warum denn nicht den Kopf?" — "Der war schon ab," musste Trotter zugeben.

* * *

**Die Frau des Hauses.**

Werner, der Ehemann, hat Pech gehabt, seine Ferien sind in eine Regenperiode gekommen. Darum sitzt er immer zu Hause und liest. Eines Morgens kommt die holde Gattin hereingefegt: "Diese Faulenzerei muss aufhören, entweder übst du jetzt Klavier oder putzst das Motorrad oder schneidest Klosettpapier."

**WEISST DU SCHON —**

— dass am 1. Tag der Winterhilfe etwa 80,000 Mann in den Strassen BERLINS bettelten, während die kath. Caritas aus der Oeffentlichkeit verbannt ist?

# The Rambler.....

### Thougths To Hang On To.

Marshall Lyantey was one of the greatest generals in the French army, and distinguished himself especially in the government of the French African colonies.

One day an old friend of his youthful days. visiting the general, saw lying on a table in his room a prayer book and a rosary. He was surprised and must have shown it, because Marshall Lyantey noticed it.

"Oh!" he said, "don't be surprised at that! When you get to be my age you will see that one has to hang onto someting . . . I hang on to my rosary, and my only regret is, that I didn't hang on to it much, much sooner."

* * *

### Beauty.

A group of society people had come down to see Bernadette, the girl whom Mary chose to be the instrument of all her wonders at Lourdes.

"Was she beautiful?" — asked an important person who seemed to be the spokeswoman of the group— "was she as beautiful as the people you see here?"

Bernadette turns her glance slowly from one to the other of the charming girls and women and then with a bit of unaffected disdain she replied:

"Oh! it was something altogether different from all this!"



### Home.

Better than gold is a peaceful home,
Where all the fireside characters come —
The shrine of love, the heaven of life,
Hallowed by mother, or sister, or wife.

* * *

There is a wealth of unexpressed love in the world. It is one of the chief causes of sorrow evoked by death: what might have been said or might have been done that never can be said or done.

* * *

### A Diplomat.

A lady approached Congressman John Allen, of Mississippi, one day and held out her hand. "Now confess, Mr. Allen," she said, "that you have forgotten all about me."

He had. He knew her face, but his memory would serve him no further. But with a low bow he replied, "Madam, I've made it the business of my life to try to forget you."

* * *

### Quick Thinking.

At a reception in Washington, a young man was asked by a widow to guess her age. "You must have some idea," she said as he hesitated.

"I have several ideas," he admitted with a smile. "The only trouble is that I hesitate whether to make you ten years younger on account of your looks, or ten years older on account of your brains."

* * *

### BUNK OF THE MONTH

"Since the dawn of history there have been only three things which offer man to escape from this vale of tears. They are religion, music and liquor. We in the liquor business have a duty to perform that is just as important as that of the churchman or the musician."—Gene Tunney, chairman of Protective Liquor Alliance.

*

"Why, even a horse doctor has to learn Latin! Does a horse know Latin? No! But somehow it is accepted that a man who knows Latin is more fit to cure a horse than a man who doesn't know Latin."—Stephen B. Leacock, formerly of McGill University.

# A Great Rushing

NOW upon the third day, when she was so utterly weary of mind and body that she felt nothing, only a numb and constant aching in her limbs and shoulders, she realized that a hearty voice was hailing her, and that a team of oxen had stopped beside her. A young man, with ruddy face and smiling blue eyes, walked beside them with a long goad pole in his hand.

"A good day to you, Mam'selle," he greeted her. "You look tired. You may ride upon my wagon, if you like." She turned her pale, set face upon him, and he was conscious, with a shock of surprise, that she stared through him, as if he had been a window.

"Thank you," she said in a dull, heavy voice, "I am a little tired. I will be glad to ride—if you are going towards Viendoncourt."

"Viendoncourt?" He puckered his lips in a whistle. "You are going as far as that, Mam'selle—Madame?" He had just realized that the bundle on her back which made her droop forward so tiredly was a baby.

"Yes, I must be there by Noel's Eve. I must be there." He helped her up on the rough wagon, with its load of hay. He packed it closely around her so that she should not be cold.

"Well," he said, touching the oxen with his goad, and walking beside the wagon. "you are still a long way from Viendoncourt—almost thirty kilometers. I am not going that far myself. I turn off at Lienne. You must be there by the Eve of Noel, you say?"

"Yes, M'sieur," she answered dully, yet with unshakable finality, "I must be there."

He walked beside her in silence, and the girl was silent too. Presently her feet began to ache terribly, and she lowered the sleeping baby for a moment to rub them. The leaning down made her weak with dizziness. She toppled forward in the hay.

Quickly the young man sprang up beside her, lifted her up and laid her gently back in the hay. But she struggled up to a sitting posture.

"No—no, M'sieu," she gasped, "I dare not lie down. I must not sleep—I have so far to go!"

Then for the first time he realized the tragic intensity of her dark eyes, the blue circles under them, and the wan, pinched cheeks. He took the baby very quietly from her arms, and she began to cry jerkily, in spite of her efforts at self control, as her tensed muscles relaxed and ached.

"There, there," he said soothingly, as if she had been a child, "you are tired—and hungry, too, without a doubt. Here!" He opened a leather sack and took out bread, cold cabbage and cheese. She ate slowly, despite the terrible hunger that was consuming her. And he watched her with distress in his honest blue eyes. Presently she sighed, and sat back, and smiled wanly at him. He smiled too, with a great breath of relief.

"There now, you feel better, I wager!" he cried, much pleased that his efforts at caring for her had been so successful.

"You are—," he hesitated, unwilling to appear too curious, "you are going to visit relatives—or perhaps to join your—husband?"

"I have no husband," she replied simply.

"Oh," he stammered, making pretense of striking at the oxen.

"No, M'sieu, I go to the church at Viendoncourt, where at midnight on Noel's Eve, a miracle will be performed that will make my baby well. See, M'sieu—this is my reason for the journey."

She unfolded the blankets for the merest instant, disclosing the white, shrunken limbs. She picked one up, tenderly, and it fell from her fingers, lifeless, inanimate. Then she wrapped the blankets once more about the sleeping child.

Through the long, sunlit winter day the girl rode in the wagon, and the young man walked or sat for a few moments beside her, dangling his legs, and smoking a pipe. When noon time came he insisted on a halt at a village inn, and made her join him in a hot and hearty meal. Then they went on, and already there was a little color in the girl's pale cheeks, and once or twice she smiled wanly at his descriptions of people he knew and of happenings at the fair. He liked to see her, riding there in the hay, with the baby at her feet, and he sighed a little when he thought of how soon she would be gone, and that he would not see her again.

At last they approached Lienne, where the roads forked. He was walking moodily by the wagon, striking the ground with the ox goad. Presently he looked up at the girl, his pleasant face flushed and glowing.

"You will pardon me if I seem too bold," he said with some difficulty, "but nothing is ever gained by letting a golden moment slip by. Yonder is where the road divides, and I must go on to Crue because I have promised this hay to my cousin. Now—now," he took a long breath and looked at her boldly, "now must you go to Viendoncourt? Look you, Madame, I am unmarried. I have a little farm that makes me a good living. I can afford a servant—yes, easily, for I am a hard worker. I have not cared much for women, of this I assure you, for all the girls I have known seem very silly and giggling. Would you not—would you not consider going on with me to Crue, and standing up with me in the church at the morning mass on Noel? I have faults, yes, certainly. But I have no bad temper—and I am fond of children."

She stared at him with wide, startled eyes.

"Why—why, M'sieu," she faltered, "that is impossible. I have told you about the little one—"

"Yes, yes, I know," he said eagerly, "but come now, miracles do not really happen nowadays. And many children are cripples, yet they live well and happily. I would make the little fellow a swinging chair, so that he could play in the sunshine all day. Believe me, Madame, I would be good to him—and you."

"I am sure of that," she said in a low tone, "but—"

For the moment he misunderstood her. "If you are thinking of the baby's having no father, do not let that trouble you. These things happen. It does not matter."

A hot flush suffused her pale face.

"M'sieu," she said with dignity, my husband is dead."

# of Wings Concluded

"Oh," he said, biting his lips, "I beg your forgiveness, truly I do."

"It does not matter," she said gently. "In any case, I must go on. I must reach Viendoncourt by the Eve of Noel. I cannot think of anything else —I assure you I cannot, M'sieu."

"Well, well then," he persisted, "what will you do after you have accomplished your purpose in Viendoncourt?"

"I do not know," she said dully, "I have no plans."

"You will stay a little while in that town— just a little while?" he begged. "Look you, I will be in Crue by tomorrow night at the latest. I can leave my team there and come by train to Pierrefitte and walk over to Viendoncourt. I can be there early on Noel. Only say that I will find you there, and that we can talk further."

For the first time she consciously saw his face. And it came to her with a shock that there was something about him which reminded her of Pierre — perhaps the blueness of his eyes, or the way he was always laughing.

But she shook her head gently. "M'sieu, you are very good. But I can promise nothing. All my mind, all my heart, is set stedfastly on the single purpose of making my baby well. I should be unworthy of God's great love and His willingness to work a miracle for my little one if I gave one thought to my own comfort or future." He smiled at her, and it did not seem as if he took her words for a refusal.

"I like that in you, too, Madame. Well, you must go on, I can see that. And may God be good to you and give you your heart's desire. I shall be in Viendoncourt on Noel, and shall seek you at the church, or at the cure's home." They had come to the forking of the road. He regretfully helped her to alight and put the baby in her arms.

"Good-by," he shouted back at her, "remember, I will be there on Noel morning!"

She stood looking after him for a moment, and a little sigh escaped her lips. Her back already felt the strain of its burden. It had been nice to ride in the hay,, with the baby playing at her feet. But after an instant's pause she turned, set her face northward, and went forward on her long journey.

Far into the night she walked without stopping, except for the briefest moments. The coldness became bitter and well nigh unendurable. She began to stamp her feet as she walked, and to swing her arms. But gradually the dreadful need of sleep came upon her, insidious, overpowering. She walked with sagging, uncertain steps, forced on only by the inner strength of her resolution. Suddenly there came an end, an involuntary slumping of her body. She sank down listly in the snow. The baby cried sharply, and she stirred drowsily.

"I must not, must not sleep!" she heard herself saying. She struggled to her feet, and saw through the dim darkness a stable ahead of her. She staggered to the door, thrust it open, and fell exhausted upon the hay.

Next morning she wrapped the baby warmly in the blankets, swung it again upon her back. She pushed the stable door open, and shivered as the icy coldness swept in upon her.

"And yet," she said, lifting her face to the dull sky, "tomorrow will be the Eve of Noel. I have come this far by the grace of the good God. Surely strength will be given me to come safely to the church of the great miracle."

It was the eve of Noel. The lights were lit in every window of Pierrefitte. There was the sound of laughter and of music.

In the little church the lights of many candles gleamed, and in front of the altar was an amazingly realistic stable, with its manger, and kneeling oxen, its shepherds and its wise men, and last but not least, the mother and Child.

There were many people in the street, and many calls of "Joyous Noel, neighbor!" The snow was fluttering down in soft, caressing flakes. At the end of a narrow street a band of children were singing carols. Their high treble voices broke into laughter as a door opened, and a shower of cakes and candies was thrown out at them. Softly, clearly, came the tolling of the church bell, ringing for the midnight mass.

The cure's sister, who shared with him the little stone house beside the church, had just put on her bonnet and cape. There came a knock at the door, a curious, pounding knock, as if the person outside was beating on the door with clinched fists.

She smiled, thinking it the prank of boys, or perhaps some hearty peasant stopping to leave an offering of poultry for the cure'. Still smiling, she opened the door wide, and caught her breath with the unexpectedness of what she saw—a girl, snow-covered, hollow-eyed, with lips that were blue and pinched, stood there, trembling, clasping a bundle in her arms.

"Is this—the cure's house?" she said with difficulty.

"Yes, yes," answered the cure's sister, regaining her faculties with practical swiftness. "Come in, and God be with you." She pushed forward a chair, but the girl still stood in the doorway, swaying.

"No, Madame," she said in the same flat, barely audible voice, "I cannot sit down—I dare not. There is very little strength left in me, and I must save it—This is Viendoncourt, is it not?"

"No," said the cure's sister briskly, "this is Pierrefitte. Viendoncourt lies three miles along the road, or one may cut across the fields, a mile and a little over."

She was startled by the wrenching cry of the girl before her.

"Not Viendoncourt! Oh, Madame—I thought I had reached the end of my journey. I am afraid I cannot go on—"

The cure's sister pushed the girl into a chair.

"Well, well, is it so important, my child? You are tired, and there is a warm bed that will give you shelter for tonight."

"Ah, so important!" cried the girl, who had heard only the first words. "I must be in the church at Viendoncourt at the midnight mass when the chalice is lifted. I must lay my baby in the manger so that he may become cured of his sickness!"

The cure's sister stared at the swaying, ragged figure. "You have a baby there? And it is sick?"

"Yes, Madam, look!" The girl drew back the blankets and showed the tiny body, with its shrunken, paste-white limbs.

The cure's sister exclaimed with pity.

"The poor little one! But why do you take him to the church at Viendoncourt? I do not understand."

"For the miracle, Madam, the miracle!"

"The miracle?" repeated the woman in a puzzled tone. "What miracle do you expect, my child?"

"Oh, Madame, surely you have heard of it, since the town is so near! At midnight, when the chalice is lifted in the mass, there comes a great rushing of wings, and unseen voices chanting 'Kyrie Eleison, Kyrie Eleison!' and at that moment if one but touches the manger of the little Jesus outside the altar rail, all sickness is cured. Surely you have known of miracles being thus effected?"

The cure's sister was looking at the girl with a strange expression of dismay and uncertainty. A phrase in the girl's impassioned recital had caught her ear, and echoed now in her mind.

"Oh, my poor child," she exclaimed at last, "you must not go. You must wait until my brother, the cure, comes back from midnight mass. He will tell you—"

But the girl had risen wildly to her feet.

"The midnight mass!" she cried sharply. "It has begun."

As if in answer, came the distant tinkle of the sacristy bell.

The girl rushed to the door, flung it open, and staggered outside. "Which way, which way, for the love of God?"

The cure's sister sought to stop her, but it was like stopping the wind.

"Child, child!" she called, but the girl was out upon the street.

"Which way, Madame — the field you spoke of?"

Helplessly the cure's sister pointed. She called out again, but the girl had disappeared, stumbling through the snow, with the baby clasped tight against her breast. The cure's sister shut the door and stood frowning.

"My brother should know of this," she murmured to herself.

Where before, the girl had plodded heavily, almost numb from lack of sleep and rest, now she ran stumbling and sobbing, plunging off across the field that spread out, broad and white as a funeral sheet, toward the distant town of Viendoncourt, where the church steeple and the roofs were black against the sky. The snow had ceased to fall, but the girl did not know. A raging blizzard could not have stopped her or turned her aside. Her running feet crunched on the brittle surface of the field, but now and then there would come a soft spot through which she fell, almost up to her knees.

An insane recklessness had seized upon her now, a defiant disregard for obstacles; for the cold, for the racking breath that cut her lungs as with a knife, for the crying of the jostled baby.

"There, there, my little one," she said through clenched teeth, "if I hurt you, forgive me. There is no time now to be gentle. We must reach the church in time—we must reach there before the chalice is raised—"

She ran on and on. Her breath came in whistled snatches. There was a red mist before her eyes.



No matter—no matter— The baby cried shrilly, twisting its imprisoned body as best it could. No matter—no matter—with glazed eyes, with mouth half open, with sagging, desperate feet, she ran on—on! Now the houses loomed more plainly against the sky. Viendoncourt—at last!

Soon the houses rose up all round her as if by magic. She was swaying like a drunken woman, reeling from side to side. She could not see. There were shadows, shadows everywhere — houses — where was the church? There were lights in windows—but how to reach them. She staggered towards the nearest one. She pitched forward headlong on the step of some building. She lay there for a moment, stunned. But the snow was soft and had broken her fall. She beat the snow out of her all but blinded eyes.

"Oh God, oh God," she sobbed out, "do not let me fail now—show me the way — give me a sign—"

And then—from within the place—there came a greatt rushing of wings!

The girl heard, and suddenly the blood went

thrilling throughout her body. As in a trance she rose from the snowy step. From far away, unseen voices were singing, swelling out in a great chant of triumph, "Kyrie, Kyrie, Christe eleison!"

Her eyes were shining as if with inner fire. She held forth the babe on her outstretched hands as a priest lifts up an offering to the Most High.

"God is good!" she whispered in ecstasy, and pushed open the door.

* * *

"And you let her go out on a fool's chase like that?" the cure' stormed at his sister. "You did not tell her?"

"How could I?" she defended herself. "I thought it best for you to tell her. Besides, she rushed away before I could say a word."

"Damnation!" swore the cure'. "Oh, yes, I know I will have to confess it," he snapped at his sister's shocked face, "but it is really too much. That madman with his tales of miracles — see what harm he may have done! Ever since he was studying for the priesthood, and the church caved in upon him, he has become obsessed with rustling of wings, and sickness miraculously cured. Harmless they call him, and let him roam at will. But this is a case which proves how wrong the authorities are. His mania takes the form of believing himself cured of the exact thing which he sees at the time—fever, the pox, lameness, and now, paralysis! Have I not had my troubles telling poor, misguided souls that his tales are nothing but a madman's dream? And this poor girl! Good God, she may have perished in the snow!"

Without further words he jammed on his broad-brimmed hat and his thickest cape, and lighting a lantern, set out across the snowy fields.

When the cure' reached the village of Viendoncourt, breathless and panting from his forced pace through the snow, the mass was long since over, the church was emptied, the windows were dark. He searched the recesses of the small church carefully. He found no one.

As he came out, pausing, hesitant, not knowing where to look, a peasant in sheepskin coat and fur cap came stumbling awkwardly toward him.

"M'sieu, le cure'," he gasped out, "would it please your holiness to come with me? Perhaps I am drunk, or dreaming—"

He turned about the corner of the church, to where a stone building loomed against the holy edifice, the two standing back to back. He ran around to the front, and hesitated upon the step. "In—in—there!" He whispered, pointing at the door. The priest pushed open the heavy door, and stood with upraised lantern.

Perhaps he too was dreaming, but it seemed to him that a great radiance flooded the stable—surely a greater radiance than the lantern hanging over the manger, or the one held in his hand, could give; a great, golden light that glowed softly and warmly, just above the manger, where, upon a bed of fragrant hay, a little baby lay gurgling and laughing up at the light, and stretching out its hands, catching at play with the tiny feet, which were kicking into the air, pounding against the blankets, burrowing into the hay.

At the foot of the manger sat a woman—a girl. Her eyes were closed, and she slept deeply, with a smile like the glory of heaven upon her tired, contented lips. The golden light seemed to surround her in an aura of golden fire. And near her the cattle drowsed, munching contentedly at the hay.

"M'sieu, le cure'," whispered the peasant to the transfixed priest, "is it, can it be the Mother and Child who have honored my humble stable on this night of Noel? See your holiness, I left a lantern burning there above the manger, because of a sickly calf which I wished to look at after mass, and when I came back, the pigeons were flying about, aroused by the light — I heard the rushing of their wings — and when I came in — these two were here! Is it, is it a miracle, father?"

The voice of the priest was hoarse and trembling. "A miracle, indeed, my son, a blessed miracle of faith!"

The light had died away. Only the dimness of the lanterns pierced the fragrant gloom. The cure' went softly towards the sleeping woman and the laughing baby who was sucking at his rosy, wriggling toes.

"Blessed are the pure in heart," he whispered, "for they shall see God!"

Then he stood still, startled, thrilled to the heart by a distant sound,—a great rushing of wings.

He held the lantern high. No pigeons were flying. They slept quietly upon the rafters of the stable.

(The End)

---

**Pointed Proverbs.**

It also takes two to make up after a quarrel.

* * *

Defeat isn't bitter if you don't swallow it.

* * *

Build castles in the air; then put foundations under them.

* * *

Compliments are like perfume, to be inhaled, not swallowed.

* * *

Humdrum isn't where you live but what you are.

* * *

He who hesitated is bossed.

* * *

Man is the only animal that can be skinned more than once.

* * *

Drinking does not drown your sorrow . . . it only irrigates it.

* * *

Where there's a will, there's a lawsuit.

* * *

She's in her nicoteens.

* * *

Worry is interest paid in advance on troubles yet to come.

* * *

A self-made man is always proud of his job, no matter what a mess it really is.

* * *

Is hell losing its terrors? Half the people do not believe in it, and the other half think they are going to heaven.

# Champion of Forgotten Men

## By Rev. A. SIMON, O.M.I.

**Synopsis:**

Even after his ordination to the priesthood, the aristocratic friendships of young Eugene de Mazenod, as well as his personal abilities, opened the way for honors and preferment in the Church, but he spurned them all to be — like Christ — a priest of the poor. He startled the elite society of Aix by announcing a series of Lenten sermons at 6 a.m. to be preached in the language of the poor instead of the cultured accents of Paris. Curiosity of the rich and joy of the poor beggars packed his services with both classes. The young priest founded an Association of Catholic Youth and he and his brother Oblates took upon themselves monastic vows.

* * *

### CHAPTER FOUR

MONTH succeeded month and year followed year, but young Father de Mazenod's companions remained ever too few to do all the work which he and his missionaries were called upon to perform. As a true leader, de Mazenod realized that he must plan for the future and stabilize his community by forming the priests into a religious society with vows of poverty, chastity and obedience.

In the fall of 1818, Father de Mazenod retired to one of the family estates, St. Laurent du Verden, in the lower Alps, to write the rules and constitution of the new society. In prayer and penance, in fasting and flagellations, he sought guidance from God in the composing of those rules which he penned on his knees before the Crucifix.

On October 26, 1818, was held the first general chapter of the Order. The "Rule" was discussed and approved. There were present seven priests and three clerics. De Mazenod was elected Superior General for life. On November 1, 1818, the feast of All Saints, five of the seven priests present and the three clerics made final vows of chastity, obedience and perseverance; one priest made vows for one year; and one priest begged leave to make vows later — which he did the following year. For Fathers de Mazenod and Tempier this was merely a renewal of vows for they had made their vows two years before, Holy Thursday of 1816.

The vow of poverty was not included in the Rule until two years later, because, at that time, de Mazenod feared to come into conflict with civil law which gave each citizen right to property in such a way that it could not be disposed of. In 1817 there had been passed in the name of liberalism a law which forbade the founding of any religious congregation without obtaining authorization from both houses of the legislature and the approval of the king. This law de Mazenod completely ignored.

* * *

This self immolation through the vows of religion stimulated the founder and his small community to still greater efforts to strive after holiness and zeal for the salvation of souls. The number of workers grew but slowly — for there was such a need for priests everywhere that the care of souls taxed the strength of all.

The missions were fraught with much blessing and many conversions. Sometimes heroic measures had to be taken by the missionaries to touch the hearts of the spiritually dead. Such a ceremony was performed by Father de Mazenod for the first time at a town called Marignane.

Mounting the pulpit, the saintly missionary reminded his listeners that our Blessed Saviour had been the victum for our sins by His sufferings and humiliations. He also spoke of the saints who had followed our Lord's example. Since the responsibility for the mission fell upon him, he offered himself on that day as victim for all the sins of the city. He would, said he, leave the pulpit and, in expiations for the sins of the people, carry a cross through the city streets.

At these words he left the pulpit and walked to the place near the sanctuary where stood the pastor vested in cope. The pastor placed about the neck of the missionary a rope, like a criminal led to execution; and upon his shoulders a heavy cross. Barefooted, Father de Mazenod, followed by the clergy chanting the "Miserere", walked through the muddy streets of the town carrying the cross . . .



The folly of the cross is a scandal to the world and a cause for derision—but the inspiration of elect of God and a source of grace and blessings . .

So it was at Marignane on that day. The onlookers, at first hostile, or indifferent, or scoffing, were moved by the unusual procession and followed it into the church — not a few striking their breasts and weeping. When the procession returned to the church the congregation broke into sobs.

After the opening of the mission the missionaries visited each family in the parish. Then there followed four to six weeks of preaching, instruction, teaching of the children, rehearsals for the mission ceremonies and especially hearing of confessions. In one of the early letters we read: "We have time neither to eat nor to sleep. The confessionals are besieged from 3 o'clock in the morning until night. Once we heard confessions for twenty-eight consecutive hours."

* * *

The young congregation counted only a dozen priests and a few clerics when Father de Mazenod resolved to seek for the new Society and its work the approval of the Holy See. Humility dissuaded him; but urgent reasons, among them the welfare and stability of the society, urged him on. October 30, then, he set out for Rome which he reached on November 26.

He was informed by all the church officials to whom he spoke, that the best he could hope for was a declaration that the Rules were worthy of praise; formal approbation was out of the question. But Pope Leo XII, taking the matter in hand himself, said he wished the Rules and the Congregation to receive not merely the simple praise usually given by the Holy See; he desired it to be formally approved.

Meanwhile Father de Mazenod had omitted nothing that holy prudence might suggest to obtain the much desired favor. He had brought with him letters of commendation from influential Bishops in France. He had, before leaving Aix, called upon all the saintly persons and communities he knew to pray that God's will be done in the matter. At Rome he interviewed such prelates as could be of assistance to him. But especially he stormed heaven by penance, fasting and prayer. On the 15th of February, after having said Mass, he assisted at nine consecutive holy Masses in the church of St. Mary in Campitelli while the Cardinals were deliberating in the palace of the Cardinal Prefect on the same square. Father de Mazenod learned that evening that the Rules had been unanimously approved by the Cardinals.

Two days later, 17th of February, Pope Leo XII confirmed the decision of the Cardinals, gave his solemn approbation to the Institute or Rules and Constitutions, and, to the inexpressible delight of the Founder, gave its members the name of "Oblates of Mary Immaculate."

In transports of joy the holy Founder broke into paeans of praise and thanks: "Oblates of Mary Immaculate. It is a passport to heaven. Let us resolve on becoming saints in order to be worthy of such a mother."

The harvest was indeed great and ripe for the reaper—but the laborers were few. Added to the work in France came the appeal of the foreign missions, a work which had received a new impetus by the founding in Lyons in 1822 of the Society for the Propagation of the Faith and the letter of Pius VIII which so highly commended this work to the faithful. The Founder of the new society cast longing eyes upon these foreign fields.

In 1832 Father de Mazenod, who had for ten years been Vicar General to his uncle, Fortune de Mazenod, Bishop of Marseilles, had, in obedience to Pope Gregory XVI, to consent to be raised to the episcopal dignity. He was consecrated in Rome by Cardinal Odescalchi. The French government took umbrage at these proceedings. A storm of persecution, including an attempt to compromise his virtue, was let loose upon the new Bishop. He declared to have forfeited his rights as a citizen of France and vexatious measures were adopted in his regard. De Mazenod's holy firmness, blended with the spirit of wise conciliation, finally conquered the opposition of the government and he succeeded his uncle to the See of Marseille, five years after his consecration, in 1837.

(To be continued)

## A SAINT'S STRATEGY

Evidence of a sense of humor in a saint makes him particularly attractive to ordinary people, who like to remember that saints were once ordinary people themselves.

Our modern Saint John Bosco had a lively sense of humor which has left its record in many anecdotes. One of them reveals that, although Don Bosco attributed to Mary, Help of Christians, all of his success in financing his charitable enterprises, his own wit occasionally helped somewhat.

The saint was enlarging his ever-growing establishment for homeless boys, and had reached the point where he had to have more funds. There was in the city a Catholic countess who was reputed to have a large pocketbook but a small heart, of whom Don Bosco decided to ask a donation.

He sent a couple of emissaries first, but they came back empty handed. "We told her of the excellence of the cause," they reported, "but she refused to become interested."

"The excellence of the cause!" Don Bosco laughed at them. "That's no way with a woman like her. I shall go myself, and tell her of her own excellence instead."

Arrived at the countess' estate, Don Bosco asked for an interview with the countess, and was shown into her presence.

"Good afternoon, Miss C——," he greeted her. 'May I please see your mother, the Countess?"

"But I am the Countess," that lady said.

Don Bosco looked at her more closely and then laughed as if he were a party to a delightful joke. "Now, please!" he protested. "I have heard of you, the Countess' charming daughter; but it is your mother that I must see."

The Countess beamed with pleasure. "Really, Father, I am the Countess. My daughter is upstairs. I shall send for her and prove it to you."

Whether or not she sent for her daughter is not in the record. But it is in the record that the Countess asked Don Bosco before he left to give her his autograph.

"My autograph? With pleasure," the saint replied with a humorous twinkle in his eye. And taking a quill he wrote these words into her autograph album: "I hereby gratefully acknowledge the receipt of 50,000 francs from Countess — towards the founding of a new home for boys. Signed: Don Bosco."

He got it — the largest contribution the Countess ever made. —

# The Gift of the Magic

By O. HENRY



ONE dollar and eighty-five cents. That was all. And sixty cents of it was pennies. Pennies saved one and two at a time by bulldozing the grocer and the vegetable man and the butcher until one's cheeks burned with the silent imputation of parsimony that such close dealing implied. Three times Della counted it. One dollar and eighty-five cents. And the next day would be Christmas.

There was clearly nothing to do but flop down on the shabby little couch and howl. So Della did it. Which instigates the moral reflection that life is made up of sobs, sniffles, and smiles, with sniffles dominating.

While the mistress of the home is gradually subsiding from the first stage to the second, take a look at the home. A furnished flat at $8 per week. It did not exactly beggar description, but it certainly had that word on the lookout for the mendicancy squad.

In the vestibule below was a letter-box into which no letter would go, and an electric button from which no mortal finger could coax a ring. Also appertaining thereunto was a card bearing the name "Mr. James Dillingham Young."

The "Dillingham" had been flung to the breeze during a former period of prosperity when its possessor was being paid $30 per week. Now, when the income was shrunk to $20, the letters of "Dillingham" looked blurred, as though they were thinking seriously of contracting to a modest and unassuming D. But whenever Mr. James Dillingham Young came home and reached his flat, above he was called "Jim" and greatly hugged by Mrs. James Dillingham Young, already introduced to you as Della. Which is all very good.

Della finished her cry and attended to her cheeks with the powder rag. She stood by the window and looked out dully at a gray cat walking a gray fence in a gray backyard. Tomorow would be Christmas Day, and she had only $1.87 with which to buy Jim a present. She had been saving every penny she could for months, with this result. Twenty dollars a week doesn't go far. Expenses had been greater than she had calculated. They always are. Only $1.87 to buy a present for Jim. Her Jim. Many a happy hour she had spent planning for something nice for him. Something fine and rare and sterling — something just a little bit near to being worth of the honor of being owned by Jim.

There was a pier-glass between the windows of the room. Perhaps you have seen a pier-glass in an $8-flat. A very thin and very agile person may, by observing his reflection in a rapid sequence of longitudinal strips, obtain a fairly accurate conception of his looks. Della, being slender, had mastered the art.

Suddenly she whirled from the window and stood before the glass. Her eyes were shining brilliantly, but her face had lost its color within twenty seconds. Rapidly she pulled down her hair and let it fall to its full length.

Now, there were two possessions of the James Dillingham Youngs in which they both took a mighty pride. One was Jim's good watch that had been his father's and his grandfather's. The other was Della's hair. Had the Queen of Sheba lived in the flat across the airshaft, Della would have let her hair hang out the window some day to dry just to depreciate Her Majesty's jewels and gifts. Had King Solomon been the janitor, with all his treasures piled up in the basement, Jim would have pulled out his watch every time he passed, just to see him pluck at his beard from envy.

So now Della's beautiful hair fell about her rippling and shining like a cascade of brown waters. It reached below her knee and made itself almost a garment for her. And then she did it up again nervously and quickly. Once she faltered for a minute and stood still while a tear or two splashed on the worn red carpet.

On went her old brown jacket; on went her old brown hat. With a whirl of skirts and with the brilliant sparkle still in her eyes, she fluttered out the door and down the stairs to the street.

Where she stopped the sign read: "Mme. Sofronie. Hair Goods of All Kinds." One flight up Della an, and collected herself, panting. Madame, large, too white, chilly, hardly looked the "Sofronie".

"Will you buy my hair?" asked Della.

"I buy hair," said Madame. "Take yer hat off and let's have a sight at the looks of it."

Down rippled the brown cascade.

"Twenty dollars," said Madame, lifting the mass with a practised hand.

"Give it to me quick," said Della.

Oh, and the next two hours tripped by on rosy wings. Forget the hashed metaphor. She was ransacking the stores for Jim's present.

She found it at last. It surely had been made for Jim and no one else. There was no other like it in any of the stores, and she had turned all of

them inside out. It was a platinum fob chain simple and chaste in design, properly proclaiming its value by substance alone and not by meretricious ornamentation,——as all good things should do. It was even worthy of The Watch. As soon as she saw it she knew that it must be Jim's. It was like him. Quietness and value—the description applied to both. Twenty-one dollars they took from her for it, and she hurried home with the 87 cents. With that chain on his watch, Jim might be properly anxious about the time in any company. Grand as the watch was, he sometimes looked at it on the sly on account of the old leather strap that he used in place of a chain.

When Della reached home her intoxication gave way a little to prudence and reason. She got out her curling irons and lighted the gas and went to work repairing the ravages made by the generosity added to love. Which is always a tremendous task, dear friends—a mammoth task.

Within forty minutes her head was covered with tiny, close-lying curls that made her look wonderfully like a truant schoolboy. She looked at the reflection in the mirror long, carefully, and critically.

"If Jim doesn't kill me," she said to herself, "before he takes a second look at me, he'll say I look like a Coney Island chorus girl. But what could I do—oh! what could I do with a dollar and eighty-seven cents?"

At 7 o'clock the coffee was made and the frying pan was on the back of the stove hot and ready to cook the chops.

Jim was very late. Della doubled the fob chain in her hand and sat on the corner of the table near the door that he always entered. Then she heard his step on the stair away down on the first flight, and she turned white for just a moment. She had a habit of saying little silent prayers about the simplest everyday things, and now she whispered: "Please God, make him think I am still pretty."

The door opened and Jim stepped in and closed it. He looked thin and very serious. Poor fellow, he was only twenty-two—and to be burdened with a family! He needed a new overcoat and he was without gloves.

Jim stopped inside the door, as immovable as a setter at the scent of quail. His eyes were fixed upon Della, and there was an expression in them that she could not read, and it terrified her. It was not anger, nor surprise, nor disapproval, nor horror, nor any of the sentiments that she had been prepared for. He simply stared at her fixedly with that peculiar expression on his face.

Della wriggled off the table and went for him.

"Jim, darling," she cried, "don't look at me that way. I had my hair cut off and sold it because I couldn't have lived through Christmas without giving you a present. It'll grow out again—you won't mind, will you? I just had to do it. My hair grows awfully fast. Say 'Merry Christmas!' Jim, and let's be happy. You don't know what a nice—what a beautiful, nice gift I've got for you."

"You've cut off your hair?" asked Jim, laboriously, as if he had not arrived at that patent fact yet even after the hardest mental labor.

"Cut it off and sold it," said Della. "Don't you like me just as well, anyhow? I'm me without my hair, ain't I?"

Jim looked about the room curiously.

"You say your hair is gone?" he said, with an air almost of idiocy.

"You needn't look for it," said Della. "It's sold, I tell you—sold and gone, too. It's Christmas Eve, boy. Be good to me, for it went for you. Maybe the hairs of my head were numbered," she went on with a sudden serious sweetness, "but nobody could every count my love for you. Shall I put the chops on, Jim?"

Out of his trance Jim seemed quickly to wake. He enfolded his Della. For ten seconds let us regard with discreet scrutiny some inconsequential object in the other direction. Eight dollars a week or a million a year—what is the difference? A mathematician or a wit would give you the wrong answer. The magi brought valuable gifts, but that was not among them. This dark assertion will be illuminated later on.

Jim drew a package from his overcoat pocket and threw it upon the table.

"Don't make any mistake, Dell," he said, "about me. I don't think there's anything in the way of a haircut or a shave or a shampoo that could make me like my girl any less. But if you'll unwrap that package you may see why you had me going a while at first."

White fingers and nimble tore at the string and paper. And then an ecstatic scream of joy; and then, alas! a quick feminine change to hysterical tears and wails, necessitating the immediate employment of all the comforting powers of the lord of the flat.

For there lay The Combs—the set of combs, side and back, that Della had worshipped for long in a Broadway window. Beautiful combs, pure tortoise shell, with jewelled rims—just the shade to wear in the beautiful vanished hair. They were expensive combs, she knew, and her heart had simply craved and yearned over them without the least hope of possession. And now, they were hers, but the tresses that should have adorned the coveted adornments were gone.

But she hugged them to her bosom, and at length she was able to look up with dim eyes and a smile and say: "My hair grows so fast, Jim!" And then Della leaped up like a little singed cat and cried, "Oh, oh!"

Jim had not yet seen his beautiful present. She held it out to him eagerly upon her open palm. The dull precious metal seemed to flash with a reflection of her bright and ardent spirit.

"Isn't it a dainty, Jim? I hunted all over town to find it. You'll have to look at the time a hundred times a day now. Give me your watch. I want to see how it looks on it."

Instead of obeying, Jim tumbled down on the couch and put his hands under the back of his head and smiled.

"Dell," said he, "let's put our Christmas presents away and keep 'em a while. They're too nice just at present. I sold the watch to get the money to buy your combs. And now suppose you put the chops on."

The magi, as you know, were wise men—wonderfully wise men—who brought gifts to the Babe in the manger. They invented the art of giving Christmas presents. Being wise, their gifts were no doubt wise ones, possibly bearing the privilege of exchange in case of duplication. And here I have lamely related to you the uneventful chronicle of two foolish children in a flat who most unwisely sacrificed for each other the greatest treasures of their house. But in a last word to the wise of these days let it be said that of all who give gifts these two were the wisest. Of all who give and receive gifts, such as they are wisest. They are the magi. O. Henry.

———o———

Not a bad idea: On the celebrated Isles of Bali, it's forbidden to speak to anyone while he is eating.

# LISTEN YOUTH

### ABOUT DATES

Sure, you all want to know every point about romance. You ask the same questions a thousand ways.

Listen: Your problems are as old as Adam and Eve. They are problems 'because' of Adam and Eve, though this modern world will tell you not to believe it. The world thinks this idea of a fallen nature is bunk. It repudiates Faith to have a good old time.

These problems have been settled for centuries—definitely.

The trouble is, you know the answers, but don't want to admit them. You know what's right and wrong, at least fundamentally, and can always ask when in doubt. You know you can't treat a girl as a man treats his wife.

Here are the facts. God made you and He made your girl. You are both good, not all good, but good, invested with dignity, personality, a capacity for decent and honest love. There are certain modest, ladylike ways of showing affection. Everyone knows them. The attraction God places between you is good. If things had panned out as He planned them, you two could be—and this is literal, not funny — as two angels. But somewhere in the Garden of Eden, Adam and Eve found a monkey wrench and threw it into God's beautiful work. That's why you have these problems.

Any one can give in to temptations. But it takes courage and character to stand by your ideals.

* * *

Youth presents the most thrilling time of life —the spring time. It represents the bud and blossom, but what are buds and blossoms worth unless out of them grow delicious fruits? Spring time represents to us of the middle west great fickleness, with its frequent interchange of sunshine, cloudiness, rain, storms—and is that not a good picture of another side of youth?

**Prime Interest of Youth is Athletic.**

The prime interest of youth, as we note in high school and college life, is athletic. This, of course, would appear to be putting last things first. Its prime interest should be to become athletes in the battle of life, fighting for country, for democracy, for God. When youth enters the spiritual conflict with the same zeal and zest as it battles for Alma Mater, it will serve its own best interests as well as those of society. One would think that youth would really relish a spiritual fight.

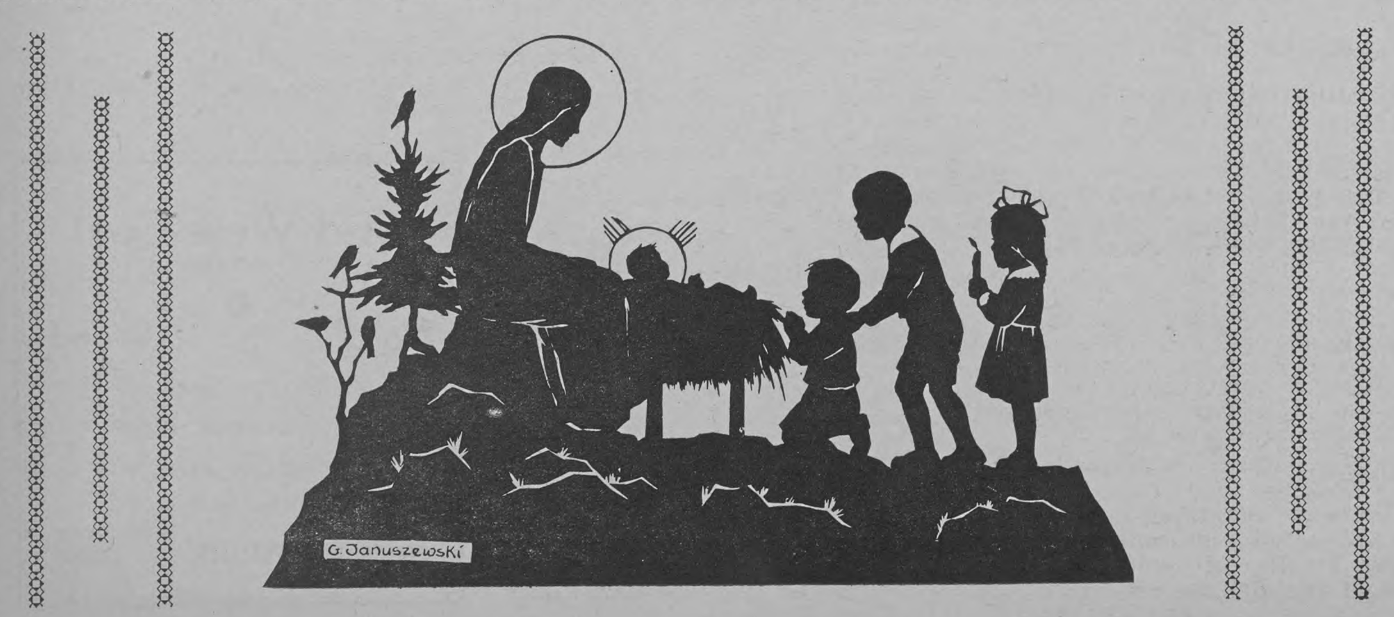
Interest in any pursuit makes success easy. If the youths of our schools pursued the study of religion and the principles of morality with the same interest they approach the sports and the funnies of the daily paper, they would not need many years of religious instruction.

Christian youth could learn well from the Communist youth. The latter is not content in living unto himself alone. He believes that he belongs not only to a static organization, but to a live organized movement, and that he has a cause to promote, a cause for which he is willing to make great sacrifices. It is an unholy cause, unworthy of youth, but he will forego pleasure and recreation and convenience in order to attend night school and meetings that he may the better prepare himself for leadership in it. The Communist is a fighter above all else; he precipitates fights; he gets into the thick of every fight, economic, social and political. Christian youth could well emulate his zeal and fight single-handed and in groups for the improvement of our social order, for the preservation of the ideals upon which American democracy was originally based, and in accordance with which it has prospered until recent years.

Are your problems going to be solved by putting your head in the sand or by living your ideals?

**Chaos Caused by Neglect of Spiritual.**

President Roosevelt has frequently said that the chaos into which society has been thrown during our generation is basically spiritual rather than economical and there are plenty who agree with him. But if this be true, since the fate of America of the future will be entirely in the hands of the youths of our day, should not their first concern be to interest themselves in spiritual things; should they not now take a determined stand against the growing looseness of morals by the exercise of self-control? Should they not attack indecent literature at its source by refusing to read it? Should they not cultivate moral courage and interest themselves in the fundamental principles of religion, according to which all the great problems of the past have been solved and without which there is no true solution?







# ASK ME ANOTHER

QUESTION BOX
Conducted by
PROFESSOR WISEMAN

1.

**Question:**

If two Roman Catholics are married outside the church, must they remain in this state? If not, what must they do to be reinstated in the church and to receive the sacrament of matrimnoy?

**Answer:**

Two Catholics who are married by a non-Catholic minister are not married at all, and moreover, are excommunicated. If they continue thus, they live in a state of positive sin. To be reinstated in the church, and receive the sacrament of matrimony, they must be absolved of their excommunication by confessing same to a duly authorized priest, and then be married again in the church before the parish priest, or his delegate, and two witnesses.

*

2.

**Question:**

Are Catholics allowed to marry in Advent?

**Answer:**

The law of the church forbids marriage during Advent and Lent except for serious reasons.

*

3.

**Question:**

Why do some priests have the crown of their heads shaved while others have not?

**Answer:**

This is governed entirely by local custom, diocesan regulations of the religious -order to which the priests belong.

4.

**Question:**

Why do priests wear the black band (cincture) around their waist over the black cloak (soutane)?

**Answer:**

This also is governed by local custom or by regulations of superiors. The meaning of the cincture is this, it symbolizes the rope tied around our Lord, by which He was dragged to Calvary.

*

5.

**Question:**

Is it a sin to prevent two people, deeply in love with each other from marrying? If so, what kind of sin?

**Answer:**

Anyone who, for no serious reason, prevents two people, deeply in love, from marrying, may objectively speaking, be guilty of a serious sin against Charity. However, reasons for sometimes attempting this are many, such as if one party is a non-Catholic, the other a Catholic, if the two parties are blood relations, etc.

This cannot be taken as a norm for particular cases. Each individual case must be judged according to its own particular circumstances.

*

6.

**Question:**

When a Catholic and non-Catholic are married, must they be married in both churches?

**Answer:**

Definitely not. Before marriage both parties must make a written promise that precisely this will not take place. They must be married only in the Catholic church.

*

7.

**Question:**

Can two first cousins marry?

**Answer:**

No. This is positively forbidden by canon law. Moreover, any reasonable person can understand the unhapy sonsequences often resulting from such a marriage.

*

8.

**Question:**

What must a Catholic do, who has not received the sacraments for years?

**Answer:**

Make a good confession, and receive holy Communion immediately.

---

**RIDDLES**

What can be light and dark at the same time?—**A little black boy.**

*

Why is a round of beef queer? — **Because it makes a square meal.**

*

Why is the letter Y like evening? — **Because it is the close of day.**

# "IT BEGAN IN MOROCCO"

By Father J. Walliser, O.M.I.

**Graphic Life Story of a Follower of the True "Führer".**

IT all seemed so strange and unreal to him now, as he leaned on his hoe and dreamed of sunny France. Staring at the field of yellowing corn before him, an interior magnetic force drew his gaze to the crest of the mountain ranges. His narrowed, dreamy eyes then tried to span the blue expanse of the Mediterranean in a vain attempt to visit his native Gascogne.

Two lines buried themselves in his youthful forehead. A rising breeze stroked his coal-black hair and tattered clothes. Some distance away, four toiling Blacks gazed in wonder at the rare sight of an idle slave.

"I wonder what Mr. le Chanoine thinks has happened to me?, the dreamer mused, and a slight smile appeared on his sensitive lips. "There I was . . . fresh from the seminary . . . in the year of Grace 1600 . . . on a one-day pleasure cruise from which I never returned. If I ever get back, won't Francois gape at my story. I'll tell him of the attack at sea; of turbaned Turks, of flashing blades, and of the hour of Hell until we were locked below. I'll tell him of my sale to a fisherman; then how I was sold to Salim Mahbub the Alchemist, and finally to Montorio. Montorio! . . . Montorio!" he sadly repeated to himself. "Husband of three wives; Mohammedan through circumstances; Christian by birth. How many indeed there are such as he. And he and his wives keep even a stricter watch over me, a priest, than over the others."

The youthful captive paused as a sigh escaped his lips. He pulled out a rag and mopped his brow, for the day was hot in those "burning Maroccan fields".

And then only did he become aware of her presence beside him. Not four feet away she stood, hands on hips, head flung back, ruby lips broadening in silent mirth that now broke out in open laughter as her dancing eyes caught his look of consternation and embarrassment.

"Please don't, Vincent," she gasped, as he turned towards his work. "What in the world are you dreaming about?"

Vincent shuffled uneasily, rubbed his neck, coughed, opened his mouth as if to speak, and then stopped in confusion.

Her face took on a look of concern. Her merry lips lost their smile as she grasped his hand and studied his face.

Under her direct gaze, Vincent stirred uneasily.

"It must be hard for you!" she whispered, releasing his hand. Then a sudden impulse made her ask.

"Could you sing a few Christian songs for me? I would like to hear them."

Vincent started in surprise. Never before had Montorio's third wife spoken to him as she did now, in such a low, pleading tone. This was no Moroccan tigress before him, but a sympathetic woman.

"Madame," he bowed in respect before her, "I will never forget this act of kindness on your part. My God and your God cannot but bless you for it. With all my heart will I sing the praises of my God, by singing the very same song that was chanted by the Hebrews in their Babylonian exile."

"Super flumina Babylonis illic sedimus et flevimus."

Thus he bagn, ending with the Salve Regina. His mellow, youthful voice, echo his own feelings as a lonely exile in a foreign land, had a strange effect on the simple, kindly Arab woman at his side. She stood enchanted, lips parted, hands clasped tightly together.

"And . . . my . . . husband . . . deserted such . . . a religion?" she murmured. Her delicately moulded features betrayed the deep emotions that had been aroused within her. "How could he?" she suddenly cried out in indignation, and then turned and fled.

* * *

That is how . . . "It Began in Morocco."

Goaded by his wife, the renegade Christian, Montorio, had a long talk with Vincent. But everything seemed to go on as before, until . . . one evening two weeks later.

The sun had just gone to rest behind the distant hills, sending long shadows creeping across the waters, when a little skiff pulled mysteriously away from shore, it's nose pointed north. In it sat Montorio and Vincent, pushing the craft with rythmic strokes into the enshrouding darkness. And far to the south, outlined against the graying sky, a tiny, lonely figure finally moved, and with bent head, descended slowly into the valley.

* * *

Back in France, Vincent never forgot his Moroccan captivity and the slaves of Tunis and Algiers. He himself freed twelve hundred captives. But that's ahead of the story. His life as a slave had awakened his senses to the misery of his fellow men. "In Morocco," he used to say, "men were either crippled by disease, tied to the mouths of cannon, or died from cruelty and hunger. But here in France men suffer just as much, if not more."'

That is why, in 1624, Vincent de Paul founded a new congregation of priests, the Lazarists. Its object was the preaching of missions and the betterment of the conditions of the thousands in African captivity. This foundation was to continue its work for 200 years, until the abolition of Turkish slavery was finally effected.

Through this missionary congregation Vincent de Paul also sought to alleviate the sufferings of his fellow-men in France. "The Word of God does not flourish on empty stomachs," he used to say. "Christians must show their love in a concrete way; by giving bread and clothes to the poor, and by erecting hospitals and orphanages." And in preaching this practical Gospel of Charity, Vincent always led the way.

One bright summer afternoon, on the crowded wharf of Marseilles in southern France, Vincent met an old woman. Her hair was disarrayed and tears were streaming down her furrowed cheeks, as she wandered aimlessly on the waterfront.

"What is the matter, mother?" Vincent asked, grasping her hand.

The old woman turned tear-blinded eyes towards the earnest stranger in Black.

"My son, my son!" she sobbed, hysterically. "My poor, poor Antoine!" and her body shook

with the violence of her weeping.

"Yes, yes," Vincent insisted, impatiently. "What is wrong with your son?"

The poor old woman hid her face in her hands and murmured: "They have taken him. The soldiers have condemned him to the galleys. And he was always such a 'bon garcon'," she affirmed vehemently, turning her sad eyes to meet Vincent's gaze. "Never an angry word did he use against me."



"Come with me, then," Vincent commanded, and began to drag the old woman along. "We are going to the 'Prefet' of police."

Soon this strange pair appeared before the officer in charge of the galleys. The woman's son was released, but the heavy chains in the galley were unlocked only to embrace the legs of Vincent. He had exchanged places with the condemned.

Three long endless weeks passed. No one knew the whereabouts of Vincent de Paul, until he was finally discovered and released by his friends. The marks of those bitter weeks were carried by him to the grave, but he never regretted in the least what he had done, even though many of his friends considered it to be a rash and unnecessary act of charity.

This 'practical' love for one's neighbour Vincent also instilled into the hearts of the "Sisters of Charity", another of his foundations. "Your house should ever be the home of the poor," he told them. "Your cells should be the kitchen, your corridor the streets. If the poor call for help, leave everything in God's name, even Holy Mass and your devotions."

With this same principle and object in view, Vincent organized rich Parisian widows, who donated their money and their time to provide for hospitals and foundling homes. To them he brought the sick and abandoned children, human derelicts rescued from the sea of vice and misfortune.

One night, as Vincent was walking near the city walls of Paris, he saw a beggar ill-treating a child. He tore the child from the beggar's grasp and hurried to the home of a widow, where he hoped to place it for the night. Here he saw more terrible things. The house was filled with starving, abandoned children, destined for child-slavery. Vincent immediately went to the Sisters of Charity, taking twelve children with him. From then on, Vincent was often seen on the streets of Paris late at night. On cold winter evenings he scoured the slums, gathering children under his cloak, pressing them to his heart, and taking them to his orphanages.

What Vincent accomplished for the poor and the outcasts, is almost unbelievable. $50,000,000 passed through his hands for the erection of hospitals, orphanages, and asylums. After the 30

Years War, he was the saviour of the stricken provinces of Lorraine, Picardy, and Champagne. That was the time when men sought protection from the cold in manure piles: when corpses were desecrated; and a plundering, drunken soldiery violated women, and desecrated churches and convents. But soon the streets of Paris were echoing to the sound of provision carts rumbling over the cobblestone streets, whilst Sisters and missionaries were the Angels of Mercy to the stricken.

These are but a few of the many heroic deeds accomplished by St. Vincent de Paul in the sixty years that had elapsed since the "Moroccan Interlude". The sturdy youth of Yesterday had gradually taken the form of an old and feeble priest, worn out by his labors. The cares of years had bent his shoulders, slowed his steps, and silvered his hair. Acclaimed though he was by France and the entire world, he nevertheless shunned praise and publicity. He denied himself wood for heating his poor rooms. He slept on straw without even a bed sheet. Even when he visited the royal palace of Louis XIII, he came as he was dressed, in an old, patched soutane.

On Sept. 27, 1660, Vincent de Paul breathed his last, leaving two great gifts as a legacy to the world. The first is the great St. Vincent de Paul Society, world-girdling Catholic Lay Association for the care of the poor. The second gift is his own spirit of Charity which we may inherit if we imitate his life in some way, for he possessed in a high degree that of which St. Paul speaks: "the greatest of these gifts (faith, hope, and charity) is Charity."

Behind Christ, his "Fuehrer", marches St. Vincent de Paul . . . . in the front ranks of the Crusaders of Charity.

# The Kings' Servant

**By Ursula Farley.**

DUSK was slowly settling on the hills of Bethlehem. Long bands of purple shadows reached out from the horizon and gently mantled the country side. They seemed to cling more closely about the figures of the party making its way across the sandy expanse. They touched with kindly fingers the faces of the woman and the boy who rode in the foreground. They softened the stern features of the man who walked a few paces behind them, guiding the mules which were laden with packs of precious materials.

"But tell me more about the King, Mother."

"Hush, Son, thou hast already heard enough. Can'st thou not see that thy mother is weary?" The man's voice, too, sounded tired and anxious.

The woman's only reply was to clasp her son more closely to her. She was tired. The journey was an arduous one from Arimithea to Bethlehem where they had gone to be enrolled in accordance with the orders of Caesar. Now they were starting homeward after days of being jostled about in crowds and of living in crowded inns. But fatigue meant nothing to her where her son was concerned.

"The King," she spoke softly into her son's ear, "is a great man—the greatest in the world. He lives in a beautiful palace, and he has armies of servants. Some day, my son, thou must serve the King." Her eyes gleamed with hidden fires at the thought. All her life she had been forced to see her ambitions frustrated, her ideals crushed. Her dreams were now centered in her son. She prayed fiercely that his life might not follow the drab pattern forged by his father and by his father before him. For generations the men of the family had been merchants—dealers in preious velvets, satins, linens. But not for him! Not for him! Her heart reiterated the prayer her lips dared not form. He must serve the King. This was her secret dream for her son. Her revery was broken by the sudden stopping of the mules. There was no apparent cause for their delay. Behind them lay Bethlehem. Before them, but at quite a distance, lay home. She could discern no sign of life about them except that emanating from a rude cave nearby. It was the sort of place used by shepherds to shelter their animals. Certainly there was nothing about it to effect the animals. The boy slid out of his mother's arms, and ran toward the cave while his father tended the mules. In a few seconds he returned, breathless at his discovery.

"Mother, Mother!"

"Yes, Joseph. What is it?"

"Mother, there's a woman in there—a lovely lady who has the most teautiful baby I have ever seen. Wilt thou come, too, and see them?"

"No, Son, we must have naught to do with these people. The woman is evidently a beggar, too."

"But Mother, the baby seems so tiny, and He looks so cold. Wilt thou let me take something to the lady to wrap the baby in. Give me some of the linen father bought in Bethlehem."

"Joseph," his mother was shocked, "thou knowest that that cloth is for the garments of the King. Forget this foolishness before thy father hears thee."

While his father and mother were engaged in conversation, Joseph slipped to the mules which carried the precious burden, and dexterously opened one of the packs. His fingers flew as he withdrew a bolt of fragrant linen from the pack and tore off a piece of it. It was the work of only a second to replace the bolt in its case, and to refasten the pack again. Hiding the torn piece of linen under his cloak, he ran toward the cave.

"Joseph, Joseph!"

As he emerged from the cave, he could hear his mother's anxious voice. The animals had become tractable again, and the little party was ready to proceed. His father, scolding him a little, lifted him up on the mule, and placed him on his mother's lap. They started homeward.

"The King will do many things for thee. Thou must serve him!" His mother's throaty voice was soft in his ears as she resumed her story where it had been interrupted. But Joseph did not hear her words. He was thinking of the unforgetable light in the eyes of the woman and the smile on the lips of the child when he had shyly offered the linen. "To keep the baby warm," he had said.

As he looked over his mother's shoulder he could see the outlines of the cave becoming fainter and fainter. The steady jolting of the mules and the soft music of his mother's voice were as lullabies hushing him to sleep. Perhaps it was drowsiness that made him imaginative, but it seemed in that last look that the shadows were clinging more closely about the cave as if they were envel-

oping it in loving arms. Above the purple shadows there was a golden aureole of light.

"And he wears gold and purple," his mother went on.

"Why yes, Mother, it is gold and purple. I love him already." The boy was asleep.

* * *

It was thirty-three years later. Spring had come to Arimithea—a golden spring that seemed strangely a composite of shadows and of light. The woman kneeling at the public well filled her pitcher, and quickly made her way across the crowded streets. She was impervious alike to the repulsiveness of the jostling crowd and to the beauty of the day. Her heart was heavy with her own thoughts.

"Spring," she muttered half aloud, "What does spring mean to me? What does anything mean?" She thought bitterly of her life, of her ambitions that had been frustrated. She was most downcast when she thought of how her ideals for her son had been crushed. How she had hoped and dreamed and prayed for him! How she had planned for his future! She had wanted his life to have some of the beauty hers had not had. Now it seemed that even this dream was destined to fade even before it was clearly formed. For three years now, Joseph had been consorting with fishermen. He had an insane idea that the leader of the fishermen was a sort of God. When she had expostulated with him, he had only shaken his head sadly. More than once, she had heard him tossing in his sleep, and calling:

"Master! Master!" and again, "Christus!"

It was nearly noon when she found herself in the midst of a surging mob that carried her along with it. Her pitcher was taken from her hands; her veil was snatched from her silvered hair. She could hear snatches of the maddened cries of the people:

"Crucify Him!"

"Hail Master!"

"King of the Jews! Bah!"

"Hail Christus!"

These words struck at her heart. It was the name that Joseph had called in his sleep. But it could not be. This man was a criminal on his way to Calvary to be executed. She timorously touched the arm of a man standing near her and asked the crime of the man who was to be crucified.

"He is a blasphemer. He says he is the King of the Jews—that he is the Son of God."

At the words she stood as one frozen. They had reached Calvary, but she could not yet see the man until after the crucifix had been raised against the horizon. There was something electrifying in the air. Almost against her will her eyes were drawn to that figure hanging there. Their eyes met. She sank to her knees.

"Master!" she whispered hoarsely.

She was pushed to the front of the crowd. There kneeling beside her and almost in front of the cross was her son. For hours they knelt in a sweeter communion than they had ever known. The skies began to darken—Purple shadows cov-
...e purple gleamed
...f the cross. Then

...Joseph made his
...d offered his se-
...f the Body. His
...ith which to wrap
...oseph's father had
... He had intneded
...e King. She gave
...had been standing
...y unfolded the exquisite material, Joseph and his mother noticed together that it had been crudely torn. They could even discern tiny smudgy finger marks on it. She startled. Memories of that day when they had stopped before a cave filled her. Joseph had long since told her of the linen he had torn and given to the woman and her child. She considered now how strange it was that the precious linen had never been used again until now. Comprehension dawned on her. She looked at Joseph. There was a light on his face, and she knew that it was the first time that he had realized that the Babe and the Master were one. A great exultation tempered with a reverent love filled her heart at the thought that her son had twice served the King.

Dusk was slowly settling on the hill of Calvary. Long bands of purple shadows reached out from thehorizon and gently clung around the figures of the woman and her son as they knelt at the tomb of their King. Above the purple shadows there were the golden rays of the first stars.

———o———

## "CHRISTUS NATUS EST"

When shepherds came to Bethlehem —
  And jewelled stars, like lamps of God,
Hung in the midnight sky above —
  I wonder, did the Holy Child
As Mary held Him close, and smiled
  Smile too — that holy quiet night —
When shepherds came to Bethlehem.

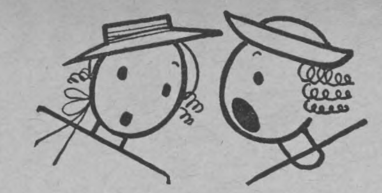
When shepherds came to Bethlehem —
  And God's high hosts sang in the sky —
I wonder, did He raise on high,
  The Christ, His hands, and bless them all —
The kneeling ox, the horse in stall —
  And Mary, blessed demoiselle,
When shepherds came to Bethlehem.

When shepherds came to Bethlehem —
  And bending low, adored the Child,
Who lay at Mary's breast all mild —
  I wonder, did the angels' praise
Re-echo down the endless days
  Of all the corridors of time
Till Christ comes back to Bethlehem.

Francis F. Hurnard-Smith, T.O.S.F.
Spruce Lake, Sask.

———o———

Of course, there's honor and fame in being premier of Japan, but there's not much money in the job. The salary is only $3,400 a year.




### At a Disadvantage.

Lawyer, examining witness: We don't care what you think; we want to know what you know.

Witness: Well, I might as well get off the stand, then. I can't talk without thinking; I ain't no lawyer.

* * *

### Nosing It.

Mother, to Susie: Why didn't you put a knife and fork at Mr. McGoogan's place?

Susie: I didn't think he needed them, mother; you said he eats like a horse.

* * *

### Little Missionary.

Little Mary had a dime to spend on ice cream and candy. The minister was visiting.

Minister: Why don't you give your dime to the missions?

Little Mary: I thought of that; but on second thought I think I'll get the ice cream and candy and let the druggist give the dime to the missions.

* * *

### Close Second.

Toast at a newspaper men's luncheon: To the Ladies! Second only to the Press in the dissemination of the news.

* * *

### Possible.

Hubby, to newly wed bride: Of course, dear, it's only a rough idea of mine; but do you think it's at all possible that there is ever such a thing as a printing mistake in that cook-book of yours?

### Professional Courtesy.

Poet to editor: I desire no remuneration for this poem. I merely submit it as a compliment.

Editor: Then, my dear sir, you must allow me to return the compliment.

* * *

### Past Choosing.

Little Mary: Papa, the furniture man is here.

Papa: Be there in a minute. Tell him to take a chair.

Little Mary: I did, but he said he would start with the couch and the radio.

* * *

### Willing to Learn.

Angry Parent: I'll teach you to make love to my daughter!

Suitor: I wish you would. I'm not making much headway.

* * *

### Hunting Season.

John: What caused the collision out there this morning?

Bill: Two motorists after the same jay-walker.

* * *

The astronomy professor had shown his fair young visitor all through the observatory and explained the work in minute detail.

"I can understand how a new star might be discovered," she remarked sweetly, "but how do you clever people ever find out its name?"

* * *

Diner: "Say, waiter, is this a needle in my soup?"

Waiter: "No, sir! It's just a typographical error."



———o———

Jimmy — After all, fools help to make life interesting. When all the fools are bumped off, I don't want to be here.

Gracie — Don't worry, you won't.

* * *

It was 2 o'clock in the morning, and the doctor wearily put away his instruments. He spoke dolefully:

"Madam, I would advise you to send at once for a clergyman, and if you want to make your will, for your lawyer!"

"Heavens!" groaned the patient. "Am I as far gone as that?"

"No, madam, far from it. But it doesn't seem reasonable to me that I should be the only one to be dragged out of bed at this hour of the morning for nothing."

———o———